

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339883](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339883)

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Schatten und Licht bei der Erziehung im alltäglichen Leben.

(Fortsetzung des Aufsatzes im 1864er Wanderer.)

Norab muß sich der Wanderer entschuldigen, daß er letztes Jahr nicht Wort halten konnte und die Fortsetzung erst dieses Jahr erscheinen läßt. Die Kriegsbereignisse von Schleswig-Holstein haben ihm zu viel Raum weggenommen. Es hat ihn aber doch gefreut, daß manche Leser nach einer Fortsetzung suchten und ihn wiederholt daran erinnerten, seinem Versprechen im 1866er Wanderer nachzukommen. Sogar ein Mädchen von 11 Jahren hat zu seinem Vater gesagt: Vater, aber der Wanderer hat gelogen; er hat keine Fortsetzung gebracht. — Schön so, mein liebes Kind, wenn du jenen Aufsatz im 1864er Wanderer so aufmerksam gelesen und er dir gefallen hat, so wirst du dir auch alle jene Tugenden an und alle dort aufgezählten Fehler abgewöhnen. Dies zu erreichen, ist Absicht des Wanderer. Er möchte daher bei dieser Veranlassung die Leser bitten, jenen Aufsatz nochmals nachzulesen und nicht die Kalender am Ende des Jahres bloß den Kindern zum Zerreißen hinzulegen, sondern alle wohl aufzuheben.

Den kleinen Kindern kann man Zeitungs- oder anderes Papier zusammen nähen; es versteht den gleichen Dienst. Die Gebets- und Gesangsbücher, die Kalender bleiben dann ganz.

Unsere jetzigen Kalender unterscheiden sich von denen vor 20 Jahren um Vieles. Sie sind mit der Zeit wesentlich vorangeschritten; sie sind, kurz gesagt, praktisch geworden.

Statt daß früher irgend eine erdichtete Liebesgeschichte, die ein recht trauriges Ende nahm, eine gräßliche Mordthat, ein Unglücksfall zc. erzählt wurde, wobei der Leser nichts lernte, ist jetzt im Kalender eine Menge des Belehrenden und Nützlichen zu lesen, das sich der Mühe lohnt, auch später wieder gelesen zu werden und deshalb sollte man sie auch eben so wohl aufbewahren, wie irgend ein anderes nützliches, werthvolles Buch. — Doch zur Sache.

Der Wanderer nimmt an, der Hausvater

und die Hausmutter haben ihren Kindern eingepflanzt Keinlichkeit, Schamhaftigkeit, Sinn für Ordnung, pünktliche Folgsamkeit, Wahrheitsliebe und ein kindlich frommer Sinn. Sie haben auch das Erziehungsgeschäft der Schule nach Kräften unterstützt und haben das Motto: „der Mensch wird nur, was man aus ihm macht,“ recht beherzigt. Ihre Kinder werden ihnen dann eben so viele Freuden gemacht, als sie ihnen, wenn die Eltern das Gegentheil gethan, Verdruss und Schande bereitet haben.

Aber das Erziehungsgeschäft ist noch lange nicht beendigt. Ihr guten Eltern! Ihr habt noch lange nicht Alles gethan. Ein schweres Stück Arbeit wartet noch auf euch.

Die Kinder sind jetzt aus der Schule entlassen; sie treten hinaus in die Welt; sie sind jetzt mehr der Versuchung ausgesetzt; sie unterliegen den täglichen Ermahnungen ihres väterlichen Freundes, des Lehrers; sie müssen gar oft unter fremde Leute; in ihnen erwachen die Triebe der Sinnlichkeit, welche zuweilen nicht in den weisen Schranken der Zucht und Wohlansständigkeit gehalten werden; kurz — ihnen ist eine leitende Hand nöthiger, als je.

Das Erziehungsgeschäft tritt jetzt auf eine andere Stufe. Jedem Verlangen oder Verbot stehen jetzt vernünftige Beweisgründe zur Seite.

Das Mädchen verlangt nun eine andere Erziehung als der Knabe; da ja die künftige Bestimmung des Mädchens auch eine ganz andere ist, als die des Knaben.

Der Leser wird es begreiflich finden, daß der Wanderer jetzt seine Ansprache in 2 Theile trennen muß. Er führt ihm zuerst die Erziehung der Mädchen vor.

Die Bestimmung eines jeden Mädchens ist: Es soll seiner Zeit eine stille, arbeitssame, reinliche, häusliche, verständige, brave Hausfrau werden.

Dies kann nur durch eine sorgfältige Erziehung erreicht werden. Merkt's, ihr Mütter! Das künftige Glück oder Unglück eurer Mäd-

den hängt
den folgen
Wer entgegen
gen zu ihren
und Behauptung
Mit auf's Ge
Bildern in I
Kraus an un
kämpfe und z
im anzuvertrau
Wer, sagt de
kalt; aber es
sch ließ so
nicht aller Sor
Wohl ihrer Kl
Das ein M
man oftmals n
thig, da unte
hain liegt. W
haus in Dien
Nicht der gro
nein, die gute
ist Alles wert
daß einem M
Dienste zu fr
und wohnen
was vor; sie
andern Dienst
rum.
So lange
ordentlichen D
man seinen in
hen dann tägl
Ihr mit Rath
ternd zur Sei
perioden ein
Mutter oftm
Weitand de
im elterlichen
kurze Zeit u
Rechen zu ler
oder sonst wo
Infinite beju
der Wanderer
Eine gute
stetlich gut h
wegs ein; de
Dieß der im
zum Verdien
Die Mädch

hen hängt jetzt von der Erziehung in den folgenden 4—6 Jahren ab.

Aber entgegen Viele: Der Wanderer ist doch gar zu streng und bestimmt in seinen Ansichten und Behauptungen. Wie kann man uns dies Alles auf's Gewissen binden, wenn wir unsere Mädchen in Dienste lassen müssen; wenn die Armuth an uns herantritt, oder andere Verhältnisse uns zwingen, die Kinder fremden Leuten anzuvertrauen u. s. w.

Gut, sagt der Wanderer, das ist allerdings hart; aber es war schon lange so und wird noch lange so bleiben. Die Eltern sind deshalb nicht aller Sorgen entbunden, sie dürfen das Wohl ihrer Kinder nie aus den Augen lassen.

Das ein Mädchen dienen muß, das kann man oftmals nicht wehren, ist auch nicht nöthig, da unter Umständen nichts Gefährliches darin liegt. Aber daß es in ein zweifelhaftes Haus in Dienste tritt, das kann man wehren. Nicht der große Lohn spielt die Hauptrolle, nein, die gute Sitte in einem Hause ist mehr, ist Alles werth. Wie oft kommt's aber vor, daß einem Mädchen die Hauszucht in einem Dienste zu streng ist; es darf nicht gehen wie und wohin es will. Es läßt seinen Eltern etwas vor; sie nehmen es weg, geben's in einen andern Dienst, und mit der guten Sitte ist's rum.

So lange man im eigenen Dorfe einen ordentlichen Dienst auffindig machen kann, suche man keinen in fremden Orten. Die Eltern sehen dann täglich zu ihrer Tochter; sie können ihr mit Rath und That warnend oder aufmunternd zur Seite stehen. Treten die Uebergangsperioden ein, so ist der Rath einer verständigen Mutter oftmals von der größten Bedeutung.

Weitaus der größte Theil der Mädchen bleibt im elterlichen Haus. Einzelne werden auch auf kurze Zeit um weibliche Arbeiten oder das Kochen zu lernen, irgend in einer Wirthschaft oder sonst wo unterbracht. Von jenen welche Institute besuchen können, reden wir nicht, weil der Wanderer zur großen Masse spricht.

Eine gute Mutter sorgt, daß ihre Töchter sittlich gut bleiben; sie sperrt sie aber keineswegs ein; denn ohne Kampf kein Sieg. Dem Dieb der im Gefängnisse sitzt, gereicht's nicht zum Verdienste, daß er nicht stiehlt.

Die Mädchen sollen daher auch nach und

nach unter geeigneter Aufsicht in's öffentliche Leben eingeführt werden. Sie dürfen auch Gesellschaften, in denen es anständig zugeht, aber nur solchen anwohnen. Derartige Gelegenheiten sollen aber nie über eine bestimmte Zeit hinaus verlängert werden. Es ist löblich, wenn die Töchter mit den Eltern nach Hause gehen.

Wie sorgen aber solche Eltern für ihre Töchter, die nicht warten können, bis sie aus der Schule entlassen sind; die schon die Vorgesetzten mit Bitten bestürmen, ihrer 14jährigen Tochter auch zu gestatten, an eine Hochzeit zu dürfen; Eltern, die solche Kinder in fremde Orte hinaus schicken, wo man dieselben nicht kennt, und auf diese Art das Geseß umgehen, oder die ihre Töchter Abends in den Winkeln herumstehen lassen? Solche sind nicht zu bedauern, wenn sie einstens Ach und Weh schreien und über die verführerische Welt klagen. Sie woltens so haben. Die Sünde fällt meistens auf die Urheber selbst zurück.

Manche Eltern meinen, ihre Töchter bleiben nur dann gut, wenn sie zu Betschwestern erzogen würden und die Köpfe hängen lassen. Weit gefehlt! Dies sind nicht die besten Menschen; denn sie dünken sich besser, als andere. Sie sind in ihrer Einbildung demüthig, in Wirklichkeit aber hochmüthig. Eine Freude in Ehren kann Niemand wehren. Es gibt Zeiten zum Beten, zum Arbeiten, zum Fröhlich- und Traurigsein. —

Ein Mädchen das sittlich gut ist, gibt aber bloß deswegen noch keine gute Hausfrau, wie wohl dies nicht fehlen darf. Aber es gehört noch mehr dazu, z. B. Reinlichkeit.

Keinem Menschen, heiße er, wie er wolle, steht Unreinlichkeit wohl an, am wenigsten aber einem Mädchen oder einer Hausfrau.

Wenn die Böden in Zimmer, Kammer, Küche und Hausgang unreinlich, schmierig aussehen, in allen Ecken Spinnengewebe angetroffen werden; wenn die Küchengeschirre noch Spuren von der zuletzt aufbewahrten Speise zeigen und die Milchgefäße in der Rahmhöhe einen Ring zeigen, der mit dem Daumenfingernagel hinweggehoben werden kann; wenn die Mädchen hinter den Ohren oder in denselben alte Krusten und an den Unterböden schmierige Pflaster und Fezen haben: wahrlich dies steht weder den Töchtern wohl an, noch wirft's ein gutes Licht auf die

Mutter; es rekommandirt die Töchter schlecht. Weber ein köstliches Oberkleid, noch werthvolle Ohren- und Fingerringe mit Stecknadel oder wohlriechende Pomade decken derartige Schäden zu. Da ist nur mit kaltem Wasser und warmem Wasser zu helfen. Dieses Rezept sammt der Mirtur kostet keinen Kreuzer. Höchstens auf dem Heuberg; da wird mitunter das Wasser, mit dem der Schöpfer die meisten Gegenden so verschwenderisch versorgte, mit Geld bezahlt. — Doch entschuldigt der Wanderer auch das Heuburger Mädchen nicht, wenn es sein Gesicht oder seinen Hals, an dem ein Halsgeschmeide von Granaten mit schwerem Goldschloß hängt, nicht wäscht.

Der Wanderer hat schon die Beobachtung gemacht, daß zwei Mädchen mit einander neue Kleider gekauft haben. Das eine hat unterdessen schon das dritte zerrissen und das andere hat noch sein erstes nett, sauber und ganz. Das letztere hat 12 Paar Strümpfe im Kasten und das erstere nur 2 Paar; trotz dem sie gleich viel gestrickt haben. Reinliche Mädchen kommen zu Kleidern, unreinliche haben nie Kleider. Wenn der Wanderer eine Frau zu suchen hätte, er würde das zweite — — — Mußt nicht lachen!! Er sagt's eben so gerade heraus. Uebrigens ist er noch ein rüstiger Mann. Schau ihn nur recht an auf dem Titelblatt. Sein Ränzchen würde er natürlich ablegen und statt seines armseligen, abgetragenen Fräckleins sich einen hübschen, neuen Frack kaufen. Sein Hut ist wieder in die Mode gekommen und statt des halbgeschornen Pudels würde er sich einen Mattenfänger oder so was kaufen. Gelt! Aber der Wanderer ist noch lange nicht fertig. Mußt ihm noch mehr Aufmerksamkeit schenken, und mit dem Hochzeitmachen treibt er bloß Spaß. —

Sittlich gut und reinlich sein ist noch nicht Alles, was zu einer tüchtigen Hausfrau gehört. Es dürfen und sollen zwar diese Eigenschaften nicht fehlen; aber es gehört noch mehr dazu, z. B. Ordnungssinn, Häuslichkeit und Sparsamkeit.

Wie schön ist es in einem Hauswesen und wie leicht arbeitet man, wenn jedes Geräth ohne Unterschied seinen bestimmten Platz hat, und wie abscheulich sieht's in einem Schlafzimmer aus, wenn mehrere Röcke in einander stecken, auf dem Boden liegen, wie wenn die

Haften gebrochen und die ganze Geschichte bloß wie durch Zufall verloren gegangen wäre. Wenn dies aber nicht Zufall, sondern Regel ist? wie dann? Ein verschwenderisches Weib ist ein Krebschaden im Hauswesen; es laßt letzteres nie in Blüthe kommen. Ein häusliches, sparsames Weib ist eine edle Perle, hat hohen Werth und rettet ein bereits zerfallenes Hauswesen wieder vom Untergange. Grell sind diese Gegensätze, aber wahr.

Welche Mutter wird, wenn sie diese letzten Sätze beherzigt nicht ausrufen: ich will meine Töchter zur Häuslichkeit und Sparsamkeit (nicht Geiz) anhalten und gewöhnen.

Mädchen, die dienen müssen, sollten nicht all ihr Lohn bloß für Kleider ausgeben. Solche, die reinlich sind, brauchen nur halb so viel Kleider und können bestimmt bei diesen hohen Löhnen auch Einiges in die Sparkasse legen. Erspartes Geld wird von vernünftigen Leuten höher geschätzt, als ererbtes. Dreihundert Gulden erspartes Vermögen ziehen in der Waagschale eines vernünftigen Burschen mehr als 4—500 fl. ererbtes. Wosch wo de Weg zum Guldi isch? Gang nu im rothe Chrüzer no!

Eine Mutter, welche glaubt, sie müsse Alles selber thun; man könne den Töchtern Nichts anvertrauen, oder gar, man müsse sie schonen, daß sie schöne, weiße Hände behalten zc., begründet ihrer Töchter Glück nicht; sie handelt höchst thöricht. Den Mädchen sollen alle Arbeiten in Stube, Küche, Kammer, Keller, im Stall und Garten, in der Milchammer und der Waschküche durch die Hände gehen. Man reise ihnen, wenn sie Etwas auch ungeschickt zur Hand nehmen, es nicht aus den Händen. Ein Sprichwort sagt: Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, und unprobiert schmeckt nicht.

O wie Vieles gibt's hier zu lernen; welch großes Feld zur Thätigkeit ist da geöffnet? Wie oft aber wird's von den Müttern versäumt, hier das Nöthige zu thun.

Wenn dann ein Mädchen Hochzeit macht und kann noch kein Hemd ordentlich waschen und biegehn, keine schmackhafte Suppe kochen und kein Gemüse zubereiten; wenn es nicht versteht mit Milch, Rahm und Butter zu wirthschaften, wie Gemüse zu pflanzen, im Keller zu behandeln und aufzubewahren sind; wenn es das Gespinnst nicht zu pußen und feinen

ebenen Faden zu spinnen versteht; wenn viel Holz, Seife, Mehl, Milch, Schmalz unnötig und zwecklos verbraucht werden; wenn, meint der Wanderer, all dies es zutrifft: dann gute Nacht Hauswesen.

Ein Mann mit einem solchen Weibe ist dann zu bedauern. Da wird mit einem großen Vermögen bald aufgeräumt sein.

Die übeln Folgen sind unausbleiblich. Bald wird der Mann, dem die unschmackhaften, unreinlich zubereiteten Speisen nicht zusagen, das Wirthshaus aufsuchen. Es wird Unfrieden entstehen. Man wird die Näherin viel zu oft haben müssen. Der Lumpenhändler wird gute Geschäfte machen, da die Hausfrau nicht versteht oder nicht Lust hat, alte Kleider zu flicken und sie lieber auf den Lumpenhaufen wirft. Die schmutzige Wäsche wird auf der feuchten Laube auf Hausen liegen, wo sie natürlich erstickt, statt daß sie getrocknet an einer Stange Stück für Stück aufgehängt würde. Die Betten sind noch ungemacht, wenn man am Abend schlafen gehen möchte! Wer ist dann am Unfrieden und am Untergange dieses Hauswesens schuld?

Niemand als die Frau, die zwar Vermögen, Größe und Alter, nicht aber die nöthige Befähigung zum Heirathen hatte. —

Mütter! ruft euch der Wanderer zu, seht ihr, wie wichtig es ist, die Töchter nicht nur zu sittlich guten, reinlichen, arbeitsamen, häuslichen, sondern auch zu verständigen, kenntnißreichen Hausfrauen heranzuziehen. Dies ist das größte Verdienst, das ihr euch um eure Töchter erwerben könnet, und ist mehr werth, als ein großer Haufe Geld; denn wenn ihr eure Töchter nicht gut erzogen habt, so können sie auch ihre Kinder nicht erziehen.

Doch hört man Stimmen: arme Mädchen machen ihr Glück nicht in unsern spekulativen, materiellen Zeiten; da muß man Geld haben. Dies trifft zwar vielfach zu, doch auch nicht immer. Man muß nur nicht glauben, daß nur die Leute auf einem recht großen Geschäfte die glücklichen seien. Die Frauen auf einem recht großen Bauernhof, einer Wirthschaft, einer Mühle u. c. diese sind noch lange nicht die glücklichsten, aber die geplagtesten. Es gibt Hauswesen, die nur ein kleines Häuschen besitzen, dessen Viehstand in einer Kuh, einem Schwein und etwas Geflügel besteht. Die Leutchen lieben sich; es waltet

eine brave, vernünftige, reinliche Hausfrau darin; der Mann findet sein Glück zu Hause, lernt am Abend mit den Kindern oder liest vor. Die Leutchen finden auf ehrlichem Wege ihr bescheidenes Fortkommen u. Der Wanderer hält diese Frau für glücklicher, als die größte Bäuerin, die täglich sich mit den Dienstboten herumzanken muß.

Soweit aber kanns in unsern Tagen jede Tochter bringen, wenn sie zu einem sittlich guten, arbeitsamen, sparsamen, reinlichen und verständigen Mädchen erzogen wurde und sich Einiges erspart hat. Viele geben aber die Hoffnung auf eine anständige Versorgung gar zu früh auf; sie wollen das Leben noch genießen und werden an Leib und Seele unglücklich; sie werden zum Abschäum der Menschheit.

Es ist in unsern Tagen üblich geworden, daß wohlhabende Bürger ihre Töchter zirka $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Jahr in die Stadt in eine Wirthschaft verbringen. Da sollen sie kochen lernen. Der Wanderer meint, das wäre in den meisten Fällen weggeworfenes Geld; es geschehe mehr deswegen, um Schwindel damit zu treiben, daß man etwa sagen könne: Ja, die Anna oder die Theres hat in Schaffhausen im Raben oder sonst wo das Kochen gelernt.

Der Wanderer hat schon solche Mädchen im Ernste gefragt, was ihnen durch die Hände gegangen sei, und was sie profitirt haben. Die Theres sagte ihm, sie habe dürfen: spülen, bei Bereitung einer Eiersuppe die Eier rühren, den Braten umkehren, auf's Rindfleisch etwas Grün aus dem Garten holen, Eier zu Schnee schlagen, eine Zitrone in gleich dicke Ringe zerschneiden, die Stockfische klopfen, den Salat waschen, das Besteck putzen, Zwiebeln schneiden, Kartoffeln, Lebern, Nieren schnitzeln u. s. w. Selbstständig haben sie nie was angreifen dürfen; es werde viel zu wenig erllärt; man müsse eben nur zuschauen, wie bei vielen Näherinnen, die mit ihren Lehrmädchen nie über den Schnitt oder diese und jene Vortheile reden — kurz, die Theres hat ihm gesagt, sie meine, das, was sie gelernt und gesehen habe, wäre nicht so viel werth, als der Vater habe bezahlen müssen. Dagegen versichert sie, ihre Freundin, die Stephanie, sei in einem einfachen Privathause unterbracht gewesen. Da habe man wöchentlich 3 mal Fleisch und Gemüse gekocht, am Sonntag zweiter-

lei Fleisch, oft auch einen Kuchen. Dreimal seien Mehlspeisen und Gemüse bereitet und jedesmal mit der Suppe gewechselt worden. Die sehr verständige Hausfrau habe ihr anfangs Alles erklärt, wie mit Vortheil diese oder jene Speise ohne besonders großen Aufwand schmackhaft zuzubereiten, Ueberbleibsel klug zu verwenden, Vorräthe aufzubewahren u. seien, insbesondere in kluger Weise. Die Berechnung, wie viel auf eine Person zu nehmen sei, wenn das Essen aus ein, zwei oder mehreren Speisen bestehe; in welchem Verhältnis Gewürze, Salz, Fett u. zu nehmen seien; wie man auf eine gefällige Weise die Gemüsen in Geschirren auftragen müsse, daß der Hausherr und die Hausgenossen daran ihr Wohlgefallen hätten. Nach dem Essen hat sie die weiblichen Arbeiten und zwar nicht bloß ein Paar Straminschuhe zu machen oder eine Kappe aus Wolle häkeln gelernt, nein — sie lernte auch Strümpfe stopfen und flicken, Stücke in Unterhosen stricken, Leintücher verwieseln, Bettzeug ausbessern, Hemden schneiden, einen Schurz, einen Rock, ein Leibkleid u. schneiden und machen — kurz, was und wie es eben gerade im Hause vorkam. War eine Wäsche, die nach verschiedenen Manieren, mit oder ohne tagelanges Durchlaugen, gewaschen wurde,

wobei man eines Theils die Zeit und Holzsparsamkeit, andern Theils das schonende Behandeln der Leinenzuge im Auge hatte, trocken, so ging's zuerst ans Ausbessern; dann durste sie stärken, biegele u., zuerst unter Anleitung, später selbstständig. Sie lernte auch backen.

Im Sommer arbeitete sie mit der Frau im Garten; sie lernte die Gemüse bauen, und im Herbst im Keller aufbewahren. Die Stephanie hat mir versichert, setzte Theresia noch bei, es wäre ihr nicht bange, heute noch einer größeren oder kleineren Haushaltung mit Vortheil vorzustehen. Sie sei der Meinung, das, was sie gesehen und gelernt habe, sei mehr werth, als der Vater habe bezahlen müssen.

Der Wanderer muß nun abbrechen mit den Müttern und ihren Töchtern sich zu unterhalten. Ihr müßt ihm nicht böse sein, daß er ziemlich frei von der Leber gesprochen hat. Er hat Nichts gesagt, was er nicht schon da und dort gesehen hätte. Hat er Fehlerhaftes aufgezehrt, das dich nicht angeht, so freue dich; er freut sich mit dir. Klebt aber noch irgend eine alte Kruste, so merke sein einfaches Rezept: „Kaltes Wasser! Warmes Wasser!“

(Nächstes Jahr Fortsetzung. Erziehung des Knaben.)

Der Krieg in Nordamerika.

Der Wanderer hat seinen Lesern vorigen Jahrs die Ursachen des blutigen Bürgerkriegs in den nordamerikanischen Freistaaten vorgeführt, die Leiden des Regervolkes geschildert, und die Hoffnung eines glücklichen Ausganges der Nordstaaten (Union) gegen die Südstaaten (Konföderirten) oder der Sklavenshalter, zu Tage treten lassen.

Tröste dich, mein lieber Leser, der Wanderer hat sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht.

Nach vierjährigem blutigen Kampfe, der zwar hunderttausende von Menschenleben kostete, unternahm General Sherman, der Glückliche der Führer der Unionsarmee, einen kühnen Zug südlich mitten in die Südstaaten hinein nach Savannah.

Er setzte sich in Savannah fest und operirte gegen Norden nach Richmond (Hauptstadt der Südstaatlichen.) Sherman war auf seinem

kühnen Zuge immer siegreich und hat die Südstaaten furchtbar geschwächt; er hat insbesondere dazu beigetragen, daß der Hauptanführer der Hauptarmee der Südstaaten General „Lee“ von seinen Verbündeten abgeschnitten wurde. General Grant, Hauptanführer der Nordstaaten, schon übers Jahr vor Richmond liegend, konnte nun zum Angriffe der halb verhungerten Lee'schen Armee und der Festung Richmond schreiten. Der südstaatliche Präsident Davis, der einstens öffentlich von der Größe und dem Ruhme der Südstaaten, von Richmond und insbesondere von den Regierungsgebäuden zum Volk sprach, mußte die verdiente Schande erleben, den Befehl geben zu müssen, all' dies, von dem er Ruhm und Größe hoffte, in Brand zu stecken und schmählich zu entfliehen.

Groß war die Freude, als die Uebergabe der Hauptstadt der Südstaaten an die Union ver-

kündet wurde. Das Militär, das sich kurz zuvor in einer 3tägigen Schlacht noch so heftig bekämpfte, lag sich in den Armen, weinend vor Freude über den endlichen Ausgang dieser fürchterlichen Blutarbeit: Es fielen 40,000 Mann Tödt, Verwundete und Gefangene in die Hände der Sieger.

Die Nordstaaten, die immer die Nobeln gespielt, von denen Rache, Feindschaft u. Gemeinheit stets ferne blieb; sie handelten auch hier wieder nobel, so — wie edle Sieger handeln. Auf Ehrenwort — keine Feindseligkeiten mehr zu beginnen, durften die Gefangenen nach Hause gehen. Lee's Frau wohnte nach der Uebergabe unbelästigt dem Leichenbegängniß ihres in Richmond gefallenen Sohnes bei, u. General Lee wurde außerordentlich nobel behandelt.

Nach dem Falle von Richmond mußten natürlich auch andere südstaatliche Heerkörper das Gewehr strecken. Johnston capitulirte mit 27,000 Mann.

Der Krieg ist beendet. Wenn auch vielleicht noch einzelne verblendete Junker der Sklavenstaaten einen Guerillakrieg führen wollten, die Union wird diese Verblendeten zu zernichten wissen.

Wir lesen im alten Testament: „Aug um Aug, Zahn um Zahn“. Dieser alttestamentliche Spruch ist in diesem Kampfe zur weltgeschichtlichen Lehre

geworden. So unendlich groß das Verbrechen gegen Menschenrecht war, so schwer und fürchterlich blutig war die gerechte Sühne. —

In der ganzen Welt, wo Menschenrechte und Menschenwürde, wo Jugend und Freiheit heilig sind, ist Jubel und Freude über den endlichen gerechten Sieg der Menschlichkeit. Geföhnt ist



Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten.

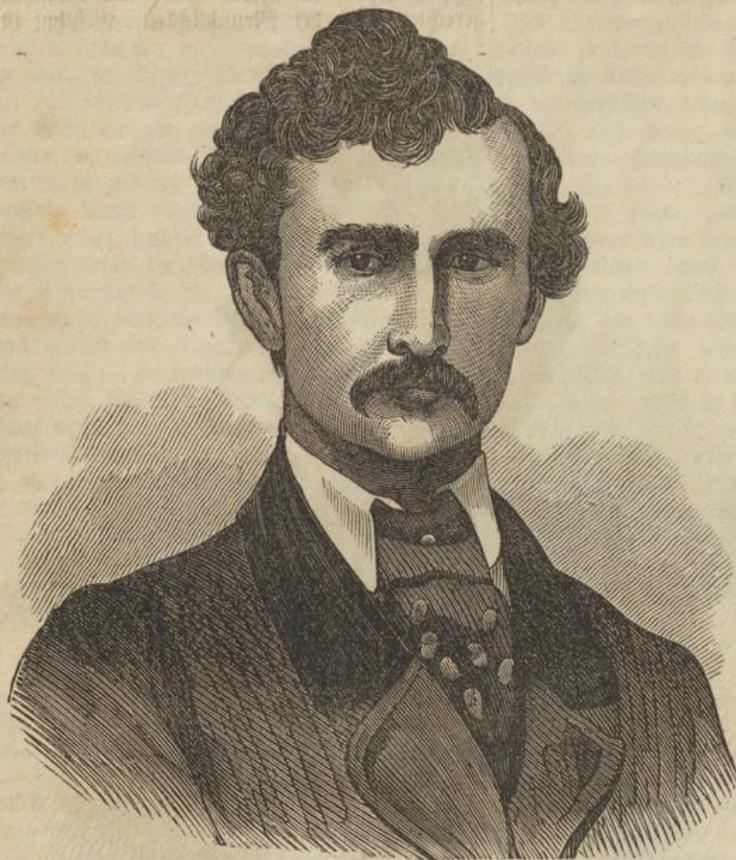
Gestorben den 15. April 1865.

die Schuld eines kurzfristigen Laß-Cases*), geföhnt die Unzahl Abscheulichkeiten gegen Menschenrecht und Menschenwürde. Ein größerer Kampf ist seit Menschengedenken nie gekämpft worden. Bier

* Siehe den 1865r Wanderer: „Belehrende und unterhaltende Geschichten, S. 3.“

Millionen unglückliche Menschen — Neger — die gleich dem Vieh verkauft, bei denen die heiligsten Familienbanden zerrissen wurden, sind freie Menschen; die südstaatlichen Junker verarmt, geächtet, verachtet. Dieser Kampf und Sieg hat aber

Dies kam aber insbesondere den Sklavenzüchtern zu gut. Wohlverstanden: es existirten in Amerika Menschen, welche Sklavinnen kauften, mit ihnen Kinder zeugten, dieselben aufzogen und fütterten und später auf den Markt brachten.



John Wilkes Booth, Mörder des Präsidenten Lincoln.

nicht bloß einen Werth für Amerika, nein — auch für uns in Europa. Es ist dies ein Kampf gegen alle deutschen Junker, gegen alle Bismarke und Rückschrittmänner. —

Seit über 50 Jahren hatten die nördlichen Staaten, die von der Sklaverei nichts wissen wollten, gegen die Sklaverei einen geistigen Kampf geführt. Doch je mehr die Baumwolle gesucht wurde, desto mehr brauchten die Sklavenshalter Sklaven und suchten sie auch um theures Geld.

Da lösten sie bedeutende Summen, die sich höher beliefen, als wenn bei uns Jemand Vieh züchtet. — Für einen erwachsenen, gesunden Sklaven (15 bis 16 Jahre alt) wurden 1000 Dollar oder über 5000 Franken bezahlt.

Welche Unmenschlichkeit!!! Ein Vater führt seine eigenen Kinder zu Markt!!!

Man sollte glauben, Gott im Himmel ließe solche Unmenschlichkeiten, welche gegen jedes natürliche Gefühl verstoßen, nicht zu, allein wir müssen an dem Spruche fest halten: Gottes Mühlen mahlen langsam, Mahlen aber trefflich fein; Ob mit Langmuth er sich säume, Holt mit Schärfe er Alles ein. —

Endlich war das Sündenmaß voll. Bei der Präsidentenwahl von 1860 errang die

sogenannte republikanische (sklavensfeindliche) Partei die Oberhand und ihr Candidat Lincoln kam auf den Präsidentenstuhl.

Bald nach der Wahl wurde von den Sklavenshaltern offen zum Aufruhr geblasen, nachdem der Süden eine Reihe von Jahren Präsidenten durchgesetzt und sich mit Waffen, Soldaten und Kriegsmunition gerüstet hatte. —

Im Anfange waren daher auch die Südstaaten unter ihrem Präsidenten Jefferson Davis und

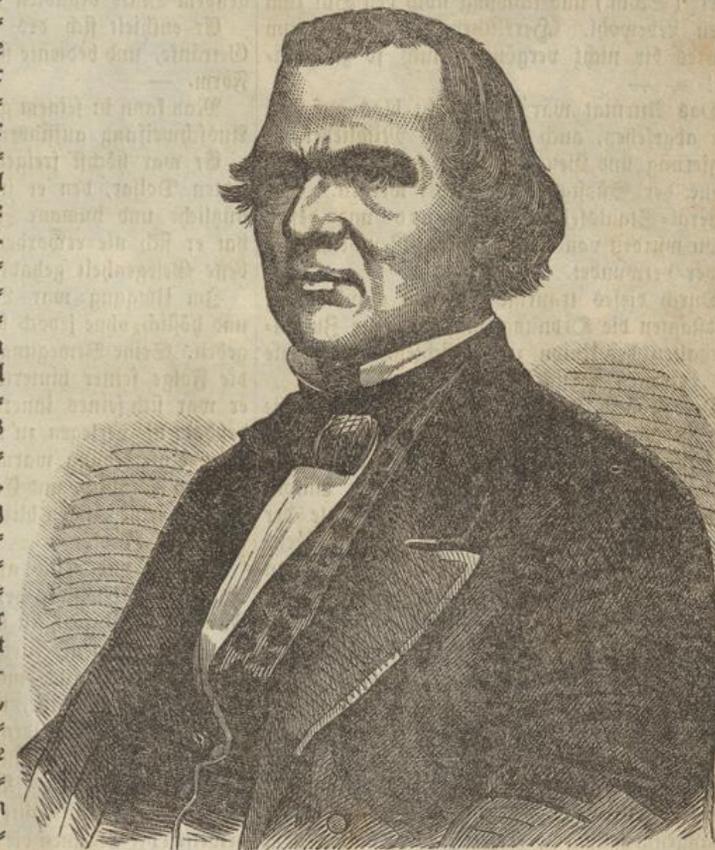
weiter aus-
gegen die fön-
von Nort-
reden sog-
lungen.
Erwarnde A-
fahranten in
die römische G-
wegen seinem
Wider die gan-
die Wädhallid-
Vinkeln B-
lichen G-
Nachdem d-
so führt die
Präsidenten-
reich ging der
Präsident Lin-
aus der Welt
vor. Dies war
Schlag für d-
ten; denn die
Vinkeln bed-
Fortsetzung
Doch, w-
söhnlich, m-
väterlich war-
te, die dieser
nach seiner
sprach. Sie
wa: fort-
Krieges bis
wertung de-
Allgemein-
der Aufstän-
jorgung der
nen und R-
liche Sklav-
Sklaverei.
allen übrig-
Ber je
daß durch
jige Gran-
Gequer er-
den! Doch
an der
staatlichen
kamen
nung —

mehrerer ausgezeichnete Generale in den Waffen gegen die sonst viel mächtigern, aber unvorbereiteten Nordstaaten fast immer siegreich; sie bedrohten sogar wiederholt die Hauptstadt „Washington.“ Dies freute auf dem ganzen weiten Erdenrunde Niemanden, als die Baumwollensfabrikanten in England, die preussischen Junker, die römische Geistlichkeit und zum Theil Napoleon wegen seinem merikanischen Mißgriffe. Sonst blickte die ganze civilisirte Welt mit Abscheu auf die südstaatlichen Sieger. —

Lincolns Wiederwahl, seine versöhnlichen Grundsätze und sein Tod.

Nachdem der Kampf bereits 4 Jahre gewährt, so schritt die Union zur Präsidentenwahl. Glorreich ging der bisherige Präsident Lincoln wieder aus der Wahlurne hervor. Dies war ein großer Schlag für die Südstaaten; denn die Wiederwahl Lincolns bedeutete für sie: Fortsetzung des Krieges. Doch, wie edel, wie versöhnlich, wie liebevoll-väterlich waren die Worte, die dieser große Mann nach seiner Wiederwahl sprach. Sie lauteten etwa: Fortsetzung des Krieges bis zur Unterwerfung der Südstaaten. Allgemeine Begnadigung der Aufständischen. Versorgung der Hinterbliebenen und Krüppel. Gänzliche Aufhebung der Slavery. Frieden mit allen übrigen Staaten. —

Wer sollte glauben, daß durch solche hochherzige Grundsätze nicht die Gegner entwaffnet würden! Doch die Menschen an der Spitze der südstaatlichen Regierung kannten keine Versöhnung — nur Rache. —



Andrew Johnson, Präsident der vereinigten Staaten.

Daher nahmen sie, als sie in Virginien zurück zog, ließ er noch alle tayfern

Generale in New-York zusammen kommen, füllte ein Glas mit Wein und sprach: „Mit einem von Liebe und Dankbarkeit erfüllten Herzen nehme ich Abschied von Ihnen. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß ihre späteren Tage ebenso angenehm und glücklich sein mögen, als ein Theil ihrer frühern ruhmwürdig und ehrenvoll war.“ Jeder stürzte nun gegen Washington zu, wollt ihm noch die Hand zum Abschiede reichen. Kosziusko, der edle Pole und große Feldherr, der ihm am nächsten stand, war außer Stand zu reden, und stürzte sich an die Brust des hochverehrten Helden. In allen Augen glänzten Thränen der Rührung; so bewegt waren die Herzen. Dann bestieg Washington eine Barke (Schiff) und schwang noch den Hut zum letzten Lebewohl. Herrlicher Linkoln! warum war es dir nicht vergönnt, auch so zu scheiden! —

Das Attentat war aber nicht bloß auf Linkoln abgesehen, auch die übrigen Mitglieder der Regierung und General Grant sollten nach dem Plane der Südstaaten ermordet werden. Der General-Staatssekretär Seward und dessen Sohn wurden von einem andern Meuchelmörder schwer verwundet.

Durch dieses traurige Ereigniß glaubten die Südstaaten die Ordnung und das feste Zusammenhalten der Union zu zernichten. Aber wie sehr betrogen sie sich!

Der großen Trauer und Entrüstung folgte nur ein um so innigeres Zusammengehen und Festhalten an der gerechten Sache. Am 15ten April 1865 Morgens $\frac{1}{2}$ 8 Uhr hauchte Linkoln die letzten Athemzüge. Am 12 Uhr hatte der Vizepräsident „Johnson“ bereits den Präsidenteneid geleistet. Die Staatsmaschine blieb keinen Augenblick stehen, und die Staatspapiere behielten ihre Festigkeit.

Es scheint in der Vorsehung gelegen zu sein, daß den Südstaaten nicht die Wilde zu Theil werden sollte, welche Linkoln eben wollte. Nein! die Häupter des Aufstandes werden ihren verdienten Lohn ernten.

Der Mörder von Linkoln „Wilkes Booth“ wurde, während er sich auf der Flucht seiner Gefangennahme widersetzte, im Kampfe vom Sergeant Boston Corbett am 26. April 1865 erschossen und sodann in ein Loch verscharrt. — Keine Nation der Erde hätte einem solchen

Scheusal von Mensch einen Aufenthalt, viel weniger Schutz gewährt.

Linkoln's Lebensbeschreibung.

Abraham Linkoln war von außergewöhnlicher Körpergröße. Er maß 6 Fuß 4 Zoll. Sein Gang war eher schleppend, als elastisch, die Hände auf dem Rücken haltend. Sein Gesicht war charakteristisch und scharf ausgeprägt. Hinter einer ziemlich großen Römernase lagen zwei hellgraue Augen, die keine Laster irgend einer Art je geübt, und deren Glanz in belebtem Gespräch oder in der Erregtheit der öffentlichen Rede unwiderstehlich war, und Einem daran gemahnte, daß man einem ungewöhnlichen, mit durchdringendem Blicke begabten Mann gegenüber stand.

Er enthielt sich des Genusses berauschender Getränke, und bediente sich des Tabaks in seiner Form. —

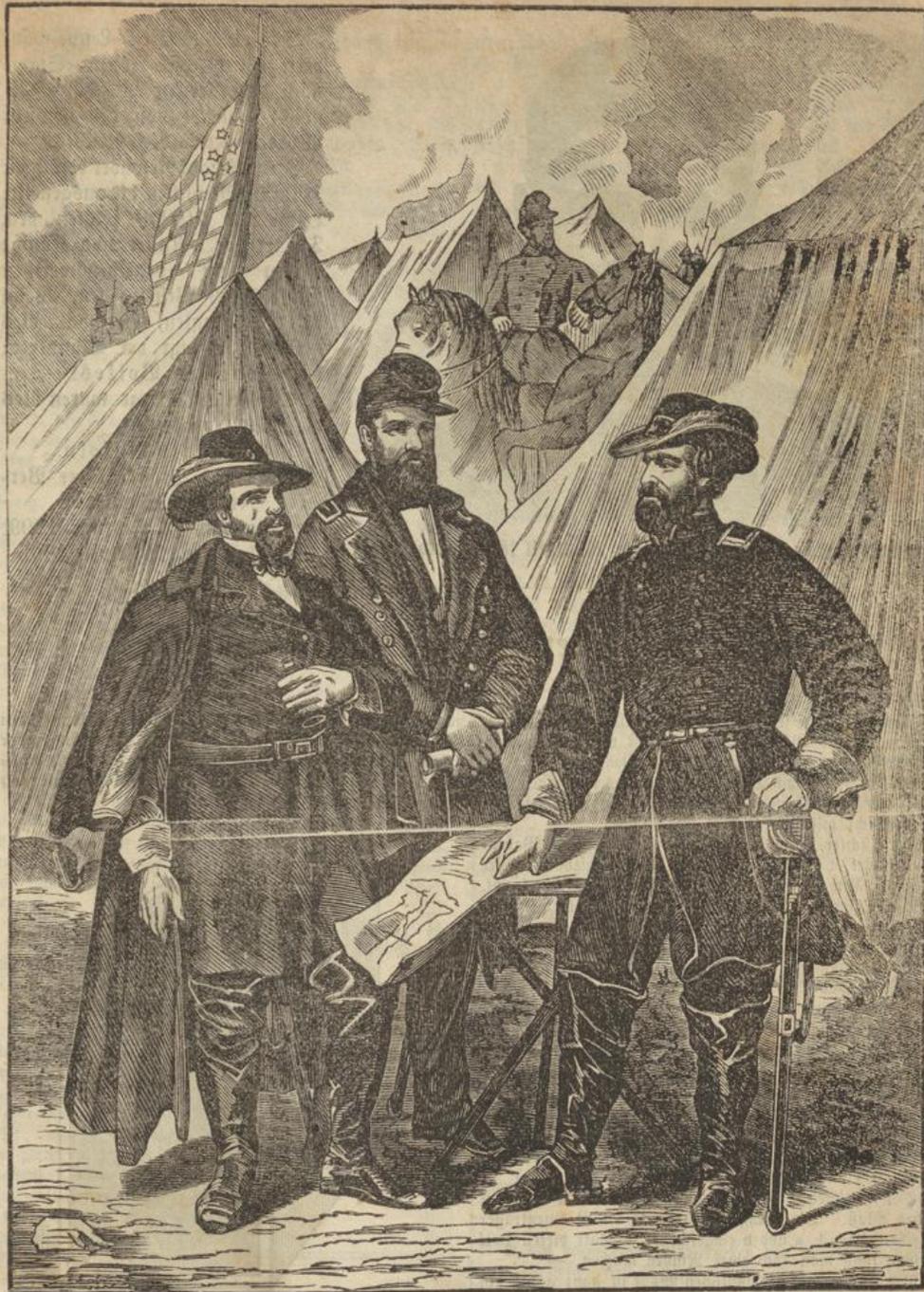
Man kann in seinem ganzen Leben keine einzige Ausschweifung auffinden. —

Er war höchst freigebig und gab oft seinen letzten Dollar, den er in der Tasche hatte, für nützliche und humane Zwecke her. Reichthum hat er sich nie erworben, wiewohl er hiezu die beste Gelegenheit gehabt hätte.

Im Umgang war Linkoln äußerst leutselig und höflich, ohne jedoch sich irgend etwas zu vergeben. Seine Bewegungen hatten etwas Eßiges, die Folge seiner hinterwäldischen Jugend; aber er war sich seines innern Werthes bewußt, um deshalb nie verlegen zu werden. Sobald er bei einer Unterredung warm geworden war, verlor sich das Förmliche und Eßige seines Wesens vollständig, seine Augen blitzten und sein Mund sprudelte vor Humor.

Linkoln, das Kind armer Eltern, aus dem Dunkel des Urwaldes hervorgegangen, im Staate Illinois 1809 geb., ist uns ein glänzendes Beispiel, was Talent, Fleiß und Thatkraft in den freien Staaten aus einem Lande, trotz der ungünstigen Verhältnisse, machen können.

Durch Armuth, Leiden und Dürftigkeit schwang sich dieser seltene Mann bis zur höchsten Stufe nationalen Ruhmes. Wie sehr ihn sein Volk liebte, dem er ein wahrer, sorgender Vater war, beweisen die Thränen die an seinem Sarge vergossen wurden, die Theilnahme, die es seinen Hinterbliebenen zollte und die Feier mit der das Leichenbegängniß dieses großen Todten vor sich ging.



Sherman.

Sheridan.

Grant.

Die Besieger der Seceffion.

Die Länge des Stockes beträgt zu 12 Rahmen 18 Zoll, zu 15 Rahmen 23 Zoll.

Die nebenstehende Zeichnung stellt den Querdurchschnitt eines mit Waben gefüllten Dzierzonstockes dar. Fig. 4. Die bewegliche Lade kann unten weg blasen und statt dieser ein beweglicher Boden angebracht werden. Dann wird aber oben der Deckel des Kastens fest.

Diese Einrichtung gewährt folgende Vortheile: 1. Du kannst die Wohnung ganz nach der Stärke des Stockes vergrößern oder verkleinern, d. h. ihnen viel oder wenig Rahmen mit Wabenanfängen in den untern Raum einschleiben und diese durch die Deckbrettchen c von oben und durch's Glasfenster von der Seite abschließen. Nach Bedürfnis werden wieder Rahmen eingehängt oder der Honigraum wird geöffnet, indem man blos die Deckbrettchen entfernt.

In manchen Strohkörben ist Ende Mai bis Ende Juni der ganze Korb mit Bruten und an den Wänden her mit Honig angefüllt. Die Bienen haben sodann bei der besten Honigtracht keinen Platz zum Honig. Nachdem die beste Zeit zum Honigsammeln vorbei ist, hast du wohl viel Bienen im Korbe, aber keine oder doch verhältnismäßig zu wenig Honig im Stocke. —

Wie vortheilhaft zeigt sich in diesem Falle die Einrichtung des Honigraumes im Dzierzonkasten. Laßt man den Bienen nie zu großen Honigvorrath, so werden sie zu noch größerer Thätigkeit gezwungen. Beim Strohkorb liegen oft viele Tausende von Arbeitskräften den halben Sommer vor; sie arbeiten nicht und zehren blos. Dies kommt beim Dzierzonstock selten vor. Man vergrößert die Wohnung oder lüftet sie. —

2. Hat ein Stock wenig Nahrung, so hängt man ihm aus einem guten Stocke eine Honigwabe ein.

Fehlt einem Stocke eine Königin, so nimmt man blos aus einem andern Stocke eine Wabe mit Bruten und hängt sie dem wessellosen ein oder man schneidet aus einem Stocke, der Königszellen angezigt hat, mit einem Stückchen Wabe eine solche weg und paßt dasselbe in eine Wabe im Dzierzonstock. —

3. Kunstschwärme oder Ableger sind leicht zu machen. —

4. Das Vereinigen der Bienen in Dzierzonwohnungen geht leicht und die jüngste Königin kann sicher gerettet werden. —

5. Um starke Völker zu erzielen, kann man in solchen Wohnungen auch das Schwärmen eher verhindern als in einem ganzen Strohkorbe. —

Höre nun auch, mein lieber Leser, was die Versuche in der Zucht mit beweglichem Wabenbau bisher vielfach in Mistkredit gebracht haben.

1. Sind die Wohnungen gewöhnlich zu leicht gebaut und gewähren den Bienen im Winter zu wenig Schutz.

2. Aus kleinen Strohkörben kommen natürlich nur ge-

ringe Schwärme, welchen zu viel Waben eingehängt werden; die Bienen bauen sich dann honigarm.

3. Werden die Deckbretter oft spät im Herbst aufgerissen und von den Bienen nicht mehr verflitten. Es entweicht sohnann über Winter der Dunt; es gibt kein Wasser im Stocke und die Bienen sterben vor Durst.

4. Meint Mancher, wenn er nur den Schwarm einmal in dem Kasten drin habe. Er soll dann schauen, wie er mit dem Baue zu recht komme u. s. w. Da bauen die Bienen dann wie sie wollen, oft alles verkehrt und der verfluchte Kasten wird verwunschen.

5. So lange ein Züchter blos 1 oder 2 Stöcke besitzt, kann er noch nicht allseitig wirthschaften. Sein Urtheil ist nicht maßgebend. Was lernen wir aber daraus?

Man schaffe nur anerkannt gute Wohnungen an, und versorge diese über Winter, daß das Volk warm sitzt.

Man vermeide schwachen Völkern viele Rahmen einzuhängen und verkleinere die Wohnung im Herbst, ohne die vordern Deckbretter aufzureißen. — Endlich — treibe man keine Dzierzonzucht, wenn man den Bienen keine Acht geben kann oder mag. Auch erwerbe man sich durch Lesen guter Schriften oder durch persönliche Anschauung vorher einige Kenntnisse. Es ist mit der Bienezucht und insbesondere mit beweglichem Bau, wie mit jedem andern Geschäfte. Wenn man ein Gewerbe treibt, das man nicht versteht, so kommt kein Vortheil, wenigstens nicht für die Dauer heraus. —

Es ist nicht zu weit gegangen, wenn der Wanderer behauptet: die vielen Mißfolge rühren zum größten Theile von der Unkenntniß her. — — —

Da eine Strohwohnung unstreitig den besten Schutz gewährt, so wird der Wanderer extra eine Reise auf den Heuberg unternehmen, wo Dzierzonwohnungen aus Stroh zu sehen seien. Er theilt dann dem Leser die gemachten Anschauungen mit.

Zum Schluß folgende Bemerkung:

Noch nie hat ein Züchter wirklich große Erfolge erzielt mit der alten Zucht. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß mit der Dzierzonzucht wirklich Großartiges erstrebt wurde. Dem Herrn Pfarrer Dzierzon in Schlessen bringt seine Zucht jährlich 2000 bis 2500 Thaler ein. —

Derjenige, der diesen Aufsatz schrieb, treibt alte und neue Zucht nebeneinander. Die neue Zucht macht ihm täglich tausend Freuden, die alte Zucht gar keine; höchstens wenn er einen Korb luyft und ihn schwer findet. —

Das Vergnügen und die Freude ist auch was werth.

Aberglaube.

Nach den vorjährigen Grundsätzen des Wanderer soll man einen geschöpften Schwarm nicht bis nach Vetterzeit stehen lassen, sondern ihn $\frac{1}{4}$ Stunde nach dem Schöpfen auf den Stand stellen, weil dadurch wenigstens etliche

Fig. 2.

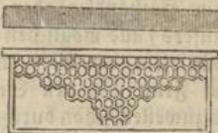


Fig. 4.

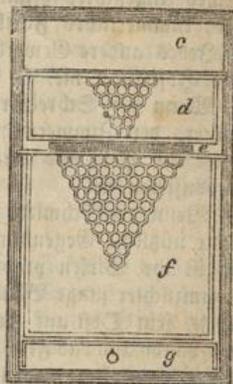
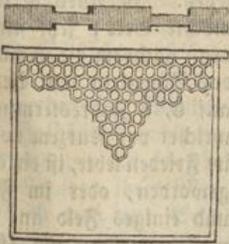


Fig. 3.



Stunden zum Arbeiten gewonnen und Bienen, die schon vorgespelt, gerettet werden. Ein Mann ist diesem Grund- sache gefolgt. Das Bienensjahr war honigarm und der

Stoß starb. Was war nun Schuld??? Ganz natürlich, das auf den Stand stellen vor Beizeit. Er hatte aber keinen Honig mehr! O heilige Einfalt!!!

Der Schacherhandel mit Gütern, ein großer Nachtheil für die Landwirthe.

Schacherhandel ist ein wüthes Wort. Etwas verschachern geht im Volksmunde fast gleichbedeutend, wie etwas auf nichtrechtmäßigem, ja fast unehrlichem Wege an den Mann bringen, beziehungsweise wenigstens beim Handeln verwerfliche Mittel gebrauchen.

Der Schacherhandel mit Gütern ging in den letzten Jahren und geht zum Theil heute noch stark im Schwung. Wo er vorkam und noch vorkommt, überall zum Nachtheil des Gutverkäufers und derjenigen, die einzelne Grundstücke kaufen.

Wir sehen wenigstens manche Hofhändler mit diesen Bäuichen herumfahren, sich mästen und viel, mitunter sehr viel Geld einstecken, wie auch wieder leichtsinnig vergeuden. Dies geschieht auf Unkosten des Landwirths, der im Schwelge seines Angesichtes oftmals sauer sein Brod und sein kümmerliches Fortkommen sucht.

Jedes andere Gewerbe ist produktiver Natur, der Hofhandel nie.

Wenn der Schreiner, der Bild- und Steinhauer, der Zimmermann, der Maurer, wenn diese ihr Holz und ihre Steine verarbeiten, so produzieren sie.

Wenn der Schmied, der Schlosser, der Fabrikant nützliche Gegenstände und Geräthe herstellt; so ist ihr Wirken produktiv. Wenn der Obstbaumzüchter junge Bäume zücht, alte pflügt, veredelt, sein Obst auf den Markt bringt; wenn der Landmann das Feld baut, seinem Vieh wartet, die Bienen pflegt; wenn der Rebmann in seinen Weinbergen uns köstlichen Rebenast zieht, so produciren alle diese. Wenn endlich der Beamte, der Arzt, der Geistliche, der Lehrer zc., wenn diese ihres Amtes pflegen, so nützen sie der menschlichen Gesellschaft. Alle nützen nicht nur sich selbst, sie nützen den Einzelnen, dem Staate, der Menschheit.

Nicht so der Hofhändler!!!

Dieser kauft gewöhnlich nur im Wirthshause. Das Bäuerlein wird durch vorgesezte und vorausbezahlte geistige Getränke erhitzt; es wird durch einen ganzen Schwarm von Helfershelfern und Unterhändlern, die der Hofhändler mit sich führt

und unterhalten muß, übertölpelt; man blaucht und schwätzt dem betrunkenen Bäuerlein bei beiden Ohren hinein, kurz — man spart kein Mittel, um wohlfeil einzukaufen.

Nun wird der Kauf geschrieben und zwar so verzwickelt und mit allen möglichen Klauseln, daß er gleichwohl jedem Bürger, der gewohnt ist, auf geradem Wege zu gehen, ganz unschuldig klingt, dem Hofhändler aber (zum Nachtheil des Verkäufers) alle möglichen Vorthelle einräumt. Das Bäuerlein, am Morgen nüchtern geworden, von der Frau und den Seinigen recht ausgejankt, ja zuweilen schon durchgebläut, kommt zum Advokaten mit dem verhängnißvollen Aktenstücke. Es erfährt da, es sei durch diese und jene Klausel betrogen; der Kauf sei formel richtig; man könne ihm nicht mehr helfen. Jetzt läßt es den Kopf hängen, läuft der Krone oder dem Adler zu, wo seine Freunde sitzen, die es, wie ja gestern alle sagten, so gut mit ihm meinen. Er will den Kauf rückgängig machen. Doch da hört alle Freundschaft auf. Heute muß er die gestrige Zeche bezahlen. Man fordert 500, 800, 1000 fl. Neukauf und ladet ihm alle weitem Folgen von Accis zc. auf. Weißt das Bäuerlein den Neukauf aufzubringen, so bezahlt es ihn, wo nicht, so schnell man am Abend seine Fahrnisse, sein Bett, sein Vieh, Futter, Heu, Stroh, Haus und seine liegenden Gründe aus. Die Schande für die Familie!!! Die Frau und Kinder weinen, der Mann sitzt kopfhängend, verstört am hintern Tische im Wirthshause, der Hofhändler lacht! Solch Elend hat der Wanderer duzendmal gesehen. Ist Alles verkauft und das Bäuerlein möchte Geld; jetzt stinkt in der Festschule; denn nachdem die Schulden gedeckt sind, so wird das Bäuerlein laut Vertrag an beliebige Käufer auf 6, 8 Jahrestermine verwiesen, kurz — der, welcher vor Kurzem noch ein schönes Gut besaß, im Frieden lebte, ist ein armer, unglücklicher Mann geworden, oder im Fall er wieder das Haus und einiges Feld an sich brachte, so muß er, was er gestern um 100 fl. verkauft, heute um 200 fl. einkaufen. Er hat schließlich ein kleines Geschäft, aber eben so viel Schulden als vorher.

Der Wanderer hat oben gesagt, der Hofhandel sei nicht produktiv und somit für die Gesellschaft nachtheilig. Dies hätte er nun nachzuweisen.

Der Hofhändler kauft liegende Gründe, Gebäulichkeiten, Fahrnisse in Bausch und Bogen unter den oben näher beschriebenen, drückenden Bedingungen und mit Anwendung verwerflicher Mittel.

Sowohl Gebäulichkeiten, wie Grundstücke sind nicht transportabel. Der Kauf geschieht rein nur in der Absicht, an diesen Gegenständen Geld zu gewinnen, ohne daran etwas zu arbeiten, ohne den Werth derselben irgend zu erhöhen, wohl aber vielfach zu vermindern durchs Zerstückeln der Grundstücke, das Einsammeln der Feldfrüchten, das Abholzen von Waldungen &c. Ginge nun der Verkauf geordnet auf dem Rathhause vor sich, wie wenn z. B. der Distriktsnotar, der Waisenrichter &c. eine Güterversteigerung ausführt, so wäre das Geschäft an und für sich weniger verwerflich, da dadurch Grund und Boden in andere Hände kommt und gewöhnlich wieder verbessert und rationeller umgetrieben wird; allein da kommt wieder der ganze Schwarm von Helfershelfer und Unterhändlern, die mitunter dem Hofhändler selbst lästig und zu köstlich sind. Die Grundstücke werden nicht in einer öffentlichen Versteigerung an den Meistbietenden versteigert und wo dies geschieht, ist's blos Schein, nein — diese Leute laufen von Haus zu Haus. Sie geben vor: auf den Acker sind 300 fl. geboten, wenn in einer geordneten Versteigerung kaum 200 fl. gelöst worden wären. Besteht sich der Käufer endlich auch zu 300 fl., weil ihm der Acker günstig liegt, so wird abermals geschraubt. Ja, sagt der Hofhändler, es sind unterdessen 350 fl. geboten, wozu sich zuletzt der Käufer verstellen muß, wenn er den Acker will und den man ihm nur aus besonderer Rücksicht zuschlägt, weil er ihm günstig liege.

Die meisten Verkäufe werden im Wirthshause abgeschlossen. Der Hofhändler zahlt ein Fäßchen nach dem andern und gewinnt so alle Anwesenden, die dann zum Schaden ihrer Mitbürger dem Hofhändler noch treu zur Seite stehen. Dies thun sogar mitunter noch die Vorgesetzten.

Die Bedingungen sind fast ohne Ausnahme

sehr drückend. Ein Jahreszins muß unter dem Namen „Beitrag zu den Kaufkosten“ vorausbezahlt werden oder wird zur Kaufsumme geschlagen, und der Zins beginnt oft schon $\frac{1}{2}$ Jahr vor dem Kauf; kurz — es werden unzählige, verwerfliche Mittel gebraucht, um die Güter künstlich in die Höhe zu treiben d. h. Kaufspreise zu erzielen, die bedeutend höher stehen, als ihr eigentlicher Werth. So kommt z. B. der oben erwähnte Acker (200 fl. werth) auf 350 fl. und 350 Groschen $\frac{1}{2}$ Jahreszins Mehraccis und Kaufkosten etwa 5 fl. 45 fr., also auf circa 382 fl. und demnach bereits um die Hälfte zu theuer.

Bei den gegenwärtigen niedern Fruchtpreisen, den hohen Arbeitslöhnen, bei dem steigenden Zinsfuße, den hohen Umlagen, nährt der Grund und Boden denjenigen, der ihn bearbeitet, nicht mehr, wenn das Erträgniß des Ackers nach Abzug aller laufenden Unkosten den Kaufspreis nicht mindestens doppelt und dreifach verzinst. Hat ein Landwirth nicht noch ziemlich freie Grundstücke und kann gleich eine Obligation machen lassen, so wirft man ihn, wenn er solche Güterpreise bezahlt und starke Einkäufe gemacht hat, nach etlichen Jahren über den Haufen. Bei solchen Gelegenheiten hat man die Beobachtung gemacht, daß für solche Grundstücke, die in einer geordneten, regelrechten Versteigerung auf dem Rathhause wieder versteigert werden, kaum die Hälfte des dem Hofhändler bezahlten Betrags erzielt wird.

In Orten, wo häufig Hofgüter veräußert werden, ist die Steigung des Kredits nur scheinbar. Nach etlichen Jahren können Viele nicht mehr bezahlen und mit dem Kredit ist's aus.

Darum ihr Ortsvorgesetzten und ihr Bürger öffnet die Augen! Man tragt euch Grund und Boden nicht fort. Kauft ihn, wenn er euch noch eine Existenz gewährt; laßt's aber bleiben, wenn er euch blos ruiniert.

Wenn aber Großmacher in allen Wirthshäusern prahlen, wie viel sie Morgen Güter besitzen und wie viele tausend Gulden sie werth seien, so hie und da über den Köffel barbirt werden, so sind sie, als dumme Kerl, freilich weniger zu bedauern, als ihre Weiber und Kinder.

Man hört häufig sagen: „Die Regierung sollte derartige Handel geradezu verbieten.“ Allein dies wäre doch zu weit gegangen. Die Regierung

kann ihre Unterthanen nicht mundtobt erklären; aber das könnte sie: Eine Verordnung erlassen, wornach alle in Wirthshäusern zu Stande gekommenen Käufe von ganzen Hofgütern erst dann Gültigkeit erlangen, wenn es keinen der Betheiligten in 2 mal 24 Stunden reut. Von

100 Käufen würden sodann 99 jeweils rückgängig gemacht und die Hofhändler von selbst zu Hause bleiben. Hofhändler die Geld haben, sollten ein produktives, ehrliches Geschäft treiben und solche, die kein Geld haben, mit diesen sollte Niemand handeln. Dies dem Wanderer seine Ansicht!

Der Schienenberg vormals und jetzt.

(Fortsetzung vom vorigen Jahr.)



ie Ortschaften, welche den Schienenberg gegen Osten und Süden begränzen, spielten in der Geschichte nur eine untergeordnete Rolle, u. einige sogar eine keineswegs rühmliche. Von Horn, das auf der Spitze der Erdzunge liegt, die sich weit hinaus in den Untersee erstreckt, genießt man von seiner hochgelegenen Kirche mit hübschen Grabdenkmälern der Familien von Stuben und Koppenhagen eine der anmuthigsten idyllischen Ausichten über den stillen See, wie man sie nicht leicht irgendwo schöner findet. Nur eine kurze Strecke davon gegen Süden entfernt, ist die Schiffslände *Hornstaad*, mit einem halb zerfallenen Schloßchen, das einst bessere Tage gesehen haben mag. Es war eine Besizung der Freiherrn von Koppenhagen, von denen vielleicht der letzte Sprößling, Benedikt Honorius, gegen die 1830er Jahre als pensionirter Chorherr von St. Johann zu Konstanz starb, ein gutmüthiges Männchen, dem die Wissenschaften das Leben nicht versauerten und nebenbei ein sonderbarer Kauz, welcher zur Geldersparung wegen Abnutzung an seinem Hut eine Handhabe machen ließ, an welcher er ihn beim Grüssen faßte und abnahm.

Verfolgen wir den Weg von Horn seewärts, so gelangen wir nach *Gaienhofen* mit seinem alterthümlichen Schloße, das dem Hochstifte Konstanz gehörte, welches auf demselben einen Bogt hatte. Im Schweizerkriege 1499 besetzten es die Eidgenossen mit je einem Manne von jedem der eidgenössischen Orte und mit 30 aus dem Thurgau, um dasselbe zu schützen, weil Bischof Hugo von Hohenlandenberg das Bürgerrecht von Zürich angenommen hatte.

Durch das kleine Dorf *Hemmehofen* mit einer Landungsstätte für Schiffe, erreichen wir in kurzer Zeit das modernisirte Schloß

Marbach, welches sein alterthümliches Aussehen gänzlich verloren hat. Wie von so vielen andern Orten, weiß die Geschichte uns von dieser ehemaligen Burg nur von Ausbrüchen menschlicher Leidenschaften zu erzählen, die auf ihr eine traurige Rolle gespielt haben. Das rohe Mittelalter gefiel sich in steter Uebung der körperlichen Kräfte, weshalb kriegerische Kämpfe zu seinen Liebhabereien gehörten, durch die es seinem Hasse und seiner Raubsucht Luft zu machen suchte. Die Religion allein vermochte in Etwas diese rauhen, für sanftere Empfindungen wenig empfänglichen Gemüther zu sänsigen.

Auch das Schloß *Marbach*, das noch im 13. Jahrhunderte eigene Edelleute gleichen Namens hatte, ist ein Zeuge jenes wilden charakteristischen Zuges der mittelalterlichen Selbsthülfe. Schon einige Zeit hatten die Konstanzer mit dem Probst *Mangold von Brandis* in der *Reichenau*, dem nachmaligen Bischofe von Konstanz und dessen Anverwandten Händel, die zu blutigen Fehden geführt hatten. Diese *Brandis* waren verwegene und herzlose Gesellen, denen der Kampf Lust und Befriedigung ihres Hanges zu Abenteueruern gewährte, und von denen man sich deshalb nichts Gutes zu versehen hatte, sobald sie beleidigt worden waren.

Es war am Dienstag den 15. August 1368, als das Marktschiff von Konstanz nach Stein fahren wollte. Da an diesem Tage das Fest *Maria Himmelfahrt* gefeiert wurde, so ruhten die Geschäfte des Werktages, und nur die Glocken tönten durch die feierliche Stille des Morgens und riefen die Gläubigen in die Tempel des Herrn zum Gebete. Arglos ruderten die Knechte auf dem blauen reinen Spiegel des Sees, den kein Lüftchen trübte, als plötzlich in der Nähe der jezigen *Burgruine Neuenburg* oberhalb *Mammern*, wohl eine einstige Besizung dieses adelichen Geschlechtes, ein Schiff aus dem Hinter-

halte auf sie lossteuerte, angefüllt mit bewaffneten Leuten der von Brandis. Nicht zum Kampfe gerüstet, erlagen sie bald dem mörderischen Angriffe. Nachdem 8 von ihnen erstochen, mehrere stark verwundet worden waren, ließen die Brandischen von ihnen ab, worauf das Schiff seine Fahrt fortsetzte.

Als die Kunde von diesem meuchlerischen Angriffe nach Konstanz kam, erbrannten die Bürger in Wuth über die schändliche Handlung, und rüsteten sich zur Wiedervergeltung. Bald fuhren 18 Schiffe mit 400 Bewaffneten den Rhein hinab und landeten vor Marbach. So tapfer sich auch immer die kleine Besatzung wehrte, so erlag sie doch bald der Uebermacht und dem hitzigen Angriffe ihrer Feinde, welche den Tod von Brüdern und Freunden rächen zu müssen glaubte. Gezwungen, sich zu ergeben, wurden 9 der Knechte nach Konstanz geführt, und nach wenigen Tagen beim großen Steine, außerhalb dem damaligen Kloster Kreuzlingen, das der Stadt Konstanz viel näher stand, als das jetzige, enthauptet. Dies geschah, wie sich die Chronikenschreiber sehr naiv ausdrücken, denen Brandis zu Leide.

Im 15ten Jahrhunderte finden wir Marbach im Besitze des Konstanzer Patrizergeschlechtes von Ulm, das einst zahlreich und begütert gewesen sein muß. Als Jakob von Ulm im Jahre 1429 in einem Streite mit den Bauern in Wangen wegen eines Feldweges über die Wiesen, in Streit gerieth, in welchem sich letztere an Bürgermeister in Konstanz wandten, wurde er von diesem vorgesordert. Er erschien und ging wieder fort, als ihm kein Bescheid eröffnet worden war. Einer nochmaligen Vorladung wollte er nur Folge geben, wenn der Rath ihm freies Geleite zusage, was dieser zu thun verweigerte. Hierauf begab er sich nach seinem Schloß Marbach, nichts Böhs ahnend. Plötzlich erschienen die Konstanzer vor demselben. Jakob verlangte, daß die vereinigten Städte am See in dieser Sache Recht sprechen sollten, worauf jedoch die Angreifer nicht eingingen, indem sie sagten, er sei ein ungehorsamer Bürger. Da Widerstand nutzlos gewesen wäre, so ergab er sich mit seinem kleinen Sohne, nachdem der ältere, Jakob, Gelegenheit gefunden hatte zu entinnen. Beide wurden, wie es in dieser rohen Zeit Sitte war, in harte Gefangenschaft gesetzt.

Diese widerrechtliche Handlung trug aber für die Stadt Konstanz keine guten Früchte. Zuerst kündigte Jakobs Schwager, Rudolph Kuch, und mit ihm mehrere der Patrixer, das städtische Bürgerrecht auf. Hernach mußte der Rath mit dem von Ulm im Anfang März 1431 ein Uebereinkommen treffen, wornach er ihm als Schwadenersatz für seine gebrochene Burg 900 Gulden zu geben hatte.

Damit erreichten aber die Unfälle, welche dieses Schloß trafen, noch nicht ihr Ende. Denn im Jahre 1461 verbrannte eine Gesellschaft, die sich im Hegau gesammelt hatte, der Bundschuh genannt, dasselbe, weil Niemand darin wohnte und Widerstand leisten konnte.

Mit dem wehmüthigen Gefühle, daß die Menschen mehr dem Haß und andern unreinen Leidenschaften, als dem Gebote der Liebe folgen, erreichen wir das Dorf Wangen, in reizender Lage, von hohen Obstbäumen beschattet, angelehnt an den hinter ihm liegenden Berg, auf welchem die Steinbrüche mit ihren wohlbekannten Verfeinerungen liegen. Es war eine Besingung der Herrn von Ulm zu Marbach, von welchem erstem Orte sich ein Zweig derselben schrieb, und ein eigenes Wappen führte.

In der alten Kirche mit Glasgemälden und der Jahrzahl 1411 befand sich die Begräbnißstätte derselben. Ein Grabmal aus gelbem Dehningersstein, das einen Ritter in voller Rüstung, den Kopf auf die Hand gestützt und den Rosenkranz in der Hand darstellt, ist möglicherweise vom bekannten Konstanzer Bildhauer Hans Morink gefertigt. Es hat die Aufschrift: „Dem edeln und gestrengen Hans Caspar von Ulm zu Marbach und Wangen der in Gott alt, katholisch gelebt und aus diesem Jammerthal abgeschrieben im Jahr 1610.“

Wer sich für Pfahlbauten-Alterthümer interessiert, dem rathen wir, die interessante und reiche Sammlung des Herrn Vöhle zu besuchen.

Hart am See liegt K a t t e n h o r n, mit einem alten Schloßchen, das durch sein Aussehen auf vergangene Jahrhunderte hinweist, als das Leben noch ein ganz anderes war, als das heutige. Es könnte uns vieles Unbekannte erzählen, da es schon 1155 urkundlich vorkommt. Jetzt wohnen anstatt sechs- und beuteluftiger Ritter, unter denen wir auch solche von dem weitverbreiteten Geschlechte der von Landenberg bemerken, fried-

liche Diensteute des Hauses Fürstenberg darin, welche ein hübsches Reb- und Wein-Wein liefern. —

Westlich von Kattenhorn dehnt sich in nicht großer Entfernung am See ein ansehnliches Gebäude von ziemlich beträchtlichem Umfange und fremdartigem Aussehen aus, das einst ganz andern Zwecken gedient hatte. Der wohl erhaltene Thurm mit seinen zackigen Zinnen und Spitzbogenfenstern, sowie die festen Mauern, zeigen uns auf den ersten Blick, daß seine ältern Bewohner keineswegs so friedlichen Geschäften obgelegen sein mögen, als die jetzigen, die sich darin niedergelassen haben und Baumwollensfabrikation betreiben. Und in der That finden wir in dieser noch ziemlich wohlhaltenen Burg ein Raub-

neß, von dem aus der Handel der Städte im 15ten Jahrhunderte vielfältig großen Abbruch und Verluste erlitt.

Ueber die Erbauer dieser kleinen Feste, welches Stumpf eine Wasserburg nennt, sind die Meinungen getheilt, und es wird wohl schwerlich jemals vollkommene Klarheit hierüber verbreitet werden können. Die Besitzer scheinen oft gewechselt zu haben, ohne daß wir vermögen, dies sicher nachzuweisen. Dies geht selbst so weit, daß uns nicht einmal der Herr über diese Burg aus der Zeit bekannt ist, in welcher die Räubereien des Adels einen solchen Umfang gewannen, daß sie zu einer heftigen Fehde mit den Städten führten, welche wir in einem andern Artikel zur Kenntniß unserer Leser bringen werden.

Die sieben alten Planeten als Jahresregenten.

Der Wanderer kam im Mai 1865 nach Markelsingen in die Krone. Da saß der Mühle-Hannes am hintern Tisch und verlangte einen Schoppen Bazenvierer. Die Wirthin stellte einen vor, mit dem üblichen: „Gott g'sena!“

Hannes führte das recht appetitlich aussehende,

gelbe Getränk zum Munde und kostete; machte aber ein gräulich verzerrtes Gesicht und sagte: Der Teufel kann den Sauerämus nicht saufen. Der verreißt einem die Kutteln. Dabei schüttelte er sich, wie wenn der Feldmann eine Ente apportirt und das Ufer wieder erreicht hat. Ja man konnte deutlich hören: wrr wrr!

„Wirthin“, sagte Hannes, „gebt mir den vorjährigen Kalender!“ Die Wirthin langt den 1864iger Wanderer und Hannes liest auf dem ersten Blatte: Der diesjährige Jahresregent ist die Venus. „Hab doch gemeint“, sagte Hannes, „die Venus sei ein guter Jahresregent, wenigstens waren die 1857er und 1850er Weine gut. Aber ich meine, hinter den Jahresregenten steckt gar nichts. Wer diesen was zutraut, ist betrogen. Der 1864iger ist wenigstens — trotz der Venus — gründlich schlecht.“ —

Wirthin. Jetzt schwärz-er er au wieder recht dumm. Wenn's nichts wär, stünd es nit uf em erste Blatt im Kalender.

Hannes. Nun so zeigt denn den 1863iger Wanderer; möcht doch sehen, was da für ein Jahresregent steht; es ist wenigstens schrecklich heiß und die Trauben blühen schon; es könnte dieses Jahr einen Guten geben.



Die Wirthin
glanz und
gabte sie
schon
er hat
die Jahre
jahr — der
in ihren
mühen
sein. Sie
Jahresregent
Hannes.
Sonne, in
keine
heute so
heiß,
brauche
vielleicht
eine
mindest
Der Wand
Liche, h
Schoppen
für 1862
seinem
dieser
lag als
sagte der
Es freut
an der
mehrere
Mit den
Sache. D
und schau
wenn sie
die 7 alte
Ja er muß
stiel hätte
Budel wür
lassen, aber
in Gefahr
Uebtrigens
sehr einfa
Er weiß
Jahr die
vorher sein
herum trägt
sich das
wie es mit
von schreibe
den die
eben der
und damit
Er erzählt
der Wirthin

Die Wirthin hatte den 1865iger Wanderer gelangt und hinein geguckt; denn dem Hannes glaubte sie schon nicht mehr recht. Ja, sie meinte fast, er habe keine Religion, weil er nicht an die Jahresregenten glaube. Offen sagte sie dies zwar — der Kundschaft wegen — nicht, aber in ihren misstrauischen Blicken war so was zu lesen. Sie las dem Hannes vor: der diesjährige Jahresregent ist der Merkur.

Hannes. Merkur ist am nächsten bei der Sonne, ist kein schlechter Regent. Es ist übrigens heute so heiß, daß sich die Sonne nicht zu schämen brauchte, wenn sie selbst Regent wäre. Hat vielleicht der Wanderer einen Druckfehler gemacht? Hätte mindestens „Sonne“ hindrucken sollen.

Der Wanderer sah in Person am vordern Tische, hörte dem Gespräche zu und trank einen Schoppen rothen. Die Wirthin verkaufte ihn für 1862iger Auslese, vom alten Oretsch oder seinem Tochtermann aus der Reichenau. Und dieser war wirklich gut. Des Wanderers Pudel lag als treuer Gefährte vor seinen Füßen. Ei, sagte der Wanderer, da fann ich Auskunst geben. Es freut mich, in ihrem Hause den Wanderer an der Wand hängen zu sehen und daß ihr noch mehrere Jahrgänge so hübsch ganz und nett habt. Mit den Jahresregenten ist's freilich eine eigene Sache. Die Leute hängen nämlich am Alten und schauen gleich misstrauisch auf eine Sache, wenn sie verändert ist, sonst hätte der Wanderer die 7 alten Planeten schon längst weggelassen. Ja er muß offen sagen, für seine lästigen Rohrstiefel hätte er auch längst neue gekauft und seinen Pudel würde er vornen statt bisher hinten scheeren lassen, aber viele könnten meinen, es sei etwas in Gefahr und das möchte er doch nicht haben. Uebrigens macht er's mit seinen Jahresregenten sehr einfach und verfährt höchst kaltblütig dabei.

Er weißt ja gar nicht, wie warm das nächste Jahr die Sonne scheint, wenn er im Herbst vorher sein Ränzlein schnallt und seinen Kalender herum trägt. Ja, wenn er bestimmt wüßte, wie sich das nächste Jahr das Wetter einstellte und wie es mit dem Euser ginge, da würde er sich von schreiben. Doch die Zukunft! diese ergründen die Menschen nicht. Der Wanderer druckte eben der Reihe nach seine 7 alten Planeten ab und damit juf.

Er erzählte nun dem Mühle-Hannes und der Wirthin noch etwa Folgendes, was er nach-

her zu Papier nahm, um es seinen übrigen Lesern mitzutheilen.

Die 7 alten Planeten heißen: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond. Wir hätten also fürs Jahr 1866 den Mond als Jahresregent. Da darf der Mühle-Hannes das Kreuz machen vor diesem kalten Kerl. Der Stepha, der Klemenzli und der Gifweber von Stahringen haben wenigstens lezthin gesagt: der Mond habe noch nie einen Guten hervorgebracht. Nun wir wollen schauen. Es könnte der Zufall allerdings eintreffen, aber im Allgemeinen liegt an den Jahresregenten nichts. Einen vernünftigen Grund zum Gegentheil haben wir wenigstens keinen. Anno 1859, 1852, 1845, 1838, 1831, 1824, 1817 und 1810 hatten wir auch den Mond als Jahresregent. Die 4 ersten Jahrgänge waren meistens gut, die 4 lezten weniger gut, einer sogar sehr schlecht. Dieses Resultat ergibt sich bei allen 7 alten Planeten. Es ist ja mit den Fürsten und Regenten auch nicht anders. Es gibt und gab zu allen Zeiten gute und schlechte. Anno 1811 hatten wir bei gutem Wein den Saturn, kalten Kerl, schlechten Jahresregent und Anno 1864 bei schlechtem Wein die Venus, guten Jahresregent.

Schon den ältesten Völkern war der Sternenhimmel ein Gegenstand der Bewunderung. Zu allen Zeiten gab es Forscher in diesem schönen Gebiete der Wissenschaft. Aber es vergingen mehrere tausend Jahre, bis da Licht und Klarheit in dieses unendliche All, in dieses Großartige der Schöpfung hinein kam.

Kopernikus 1473, und später Kepeler 1571, ein Deutscher (Württemberg.) Diese 2 großen Männer brachten erst einiges Licht in dieses bisher Unergründliche oder doch sehr irrig Angeschaute der Schöpfung. Gleichzeitig mit Kepeler tritt der berühmte Italiener Gallilä, 1564, und fast 100 Jahre später, 1642, der große Engländer „Newton“ in dieser schönen Wissenschaft der Sternkunde auf. Bis hier stund der Satz fest: Die Sonne geht und die Erde steht. —

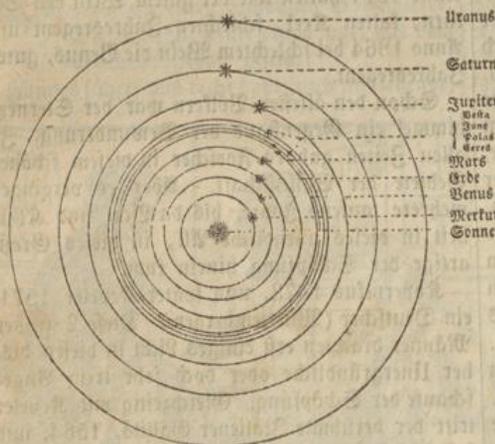
Diese neuen Forscher bewiesen aber gerade das Gegentheil und sagten: Die Sonne steht*) und die Erde geht.

Diesem Satze widersezte sich Rom und würde

*) d. h. die Sonne hat —, zwar eine Achsendrehung, aber keine fortschreitende Bewegung.

es heute noch thun, aber es geht nicht mehr. Jeder einfache Schulknabe weiß, daß die Sonne steht und die Erde geht, wiewohl Josue einmal gesagt hat, als er die Heinde besiegte hatte: Sonne steh' still; woraus eben die Kirche damals den Beweis liefern möchte, daß sie (die Sonne) gegangen sei, sonst hätte Josue nicht sagen können: Sonne steh' still. Ein Wismacher hat sich einst die Bemerkung erlaubt: den möcht ich auch sehen, der aus der Schrift bewies, daß Josue sie wieder gehen ließ!!

Nun kurz, der Standpunkt der heutigen Wissenschaft ist: die Sonne, der Masse nach größer als alle Planeten (Wandelsterne) 355 000 mal größer als unsere Erde und 700 mal größer als alle Planeten, ist derjenige Körper, um den sich die Planeten bewegen. Sie steht gleichsam im Mittelpunkte und bewegt sich in 25 1/2 Tag um sich selbst. Wir wollen dies durch eine Zeichnung veranschaulichen, verzeichnen aber der Einfachheit wegen bloß die bekanntesten Planeten. (Die Zeichnung, die du hier siehst, hat der Wan-



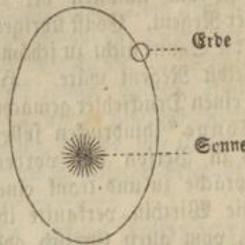
Einfachste Darstellung des Umlaufs der 11 bekanntesten Planeten um die Sonne.

derer in der Krone zu Marktsingen auf den runden Tisch hin gezeichnet, versteht sich, bloß mit der Kreide. Wenn die Wirthin dieselbe nicht ausgeleuchtet hat, so kannst du sie jetzt noch sehen. Mußt aber dann von dem Rothen trinken und nicht, wie der Hannes, von dem Gelben, du würdest sonst auch: wrr, wrr, machen müssen.

Der Leser sieht, daß hier 11 Sterne um die

Sonne kreisen. Merkur und Venus sind näher bei der Sonne als die Erde, die andern sind entfernter. Je näher ein Körper bei der Sonne ist, desto stärker wird er von ihr angezogen, desto schneller ist sein Lauf, desto kürzer aber auch seine Bahn (Umlauf.) Der Umlauf eines Planeten um die Sonne ist sein Jahr.

Bemerkung. Die Bahn der Planeten ist nicht kreisrund, sondern langrund wie diese Figur sie zeigt.



Der Merkur, 10 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, läuft in jeder Sekunde 7 Meilen und in 88 Tagen ist sein Jahr vollendet.

Da dauert ein Quartal bloß 22 Tage. Er ist 25 mal

kleiner als die Erde. —

Die Venus, der freundliche Morgen- und Abendstern, 15 Millionen Meilen von der Sonne, hat zu ihrem Jahre 224 Tage.

Die Erde, 51 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, ist begleitet vom Mond und hat 365 Tage zu ihrem Jahr. —

Der Mars, 32 Millionen Meilen von der Sonne, läuft in einer Sekunde 3 2/3 Meilen und vollendet sein Jahr in 686 Tagen.

Ceres, Pallas, Juno, Vesta (selten früher nur ein Körper gewesen sein), sehr klein und vollenden ihr Jahr in einem Zeitraum von 4 unserer Jahre; zirka 64 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

Der Jupiter, 108 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, ist 1,330 mal so groß als die Erde. In einer Zeit von 12 unserer Jahre vollendet er den Umlauf oder sein Jahr. Er hat 4 Monde.

Der Saturn, 200 Millionen Meilen von der Sonne hat 7 Monde und braucht die Zeit von 29 unserer Jahre zu seinem Jahr. Da währt ein Quartal 7 1/4 Jahr.

Der Uranus, ist 450 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, soll auch Monde haben und braucht 84 Jahre zu seinem Jahr. Da ist's eine Zeit von 21 unserer Jahr Frühling, ebensolang Sommer u. u. u.

Im Ganzen sind bis jetzt 64 Planeten entdeckt. Die hier nicht genannten liegen theils

zwischen der
von theils
mit alle J
entdeck
So —
eins eine
Es hast du
gilt! Der
wirthin hab
Der Wühle
mit! Schau
Und wie
die sogar
2, nämlich
zu den Pla
weltlicher
sollen aber
die Wirtin
sich hierin
weiß nicht
seltener
dehler)

W
leim bet
gegen ih
Hand
Drie im
sonst J
derselben
jedes G
sich nich
regnet,
zu ler
er muß
allgemein
nichts fo
wendung
breitung
vielen H
in polit
orientlich
Der W
dringung
Nach

zwischen den auf der Zeichnung verzeichneten, theils über dem Uranus draußen. Bereits alle Jahre werden wieder neue Planeten entdeckt.

So — jetzt mein Lieber — kannst du dir etwa eine Vorstellung vom Planetensystem machen. So hast du dir die Sache jedenfalls nicht gedacht, gelt! Der Mühle-Hannes und die Kronenwirthin haben dies wenigstens offen eingestanden. Der Mühle-Hannes hat noch gesagt: Schau mer! schau mer!

Und wie stehts nun mit unsern 7 alten Planeten, die sogar die Jahre regieren sollen? worunter 2, nämlich die Sonne und der Mond gar nicht zu den Planeten gehören, die Erde aber, als wirklicher Planet, ganz weggelassen ist. Was sollen aber diese Sterne für einen Einfluss auf die Witterung auf unserer Erde ausüben? Laßt sich hiefür ein vernünftiger Grund angeben? Gewiß nicht. Eben so wenig, als wenn beim Gesellschaftenverein von Ueberlingen (und dem Uhrendokterle) oder gar in der Druckerei der freien

Stimmen jeweils eine Veränderung vorginge, wenn wieder ein anderes Dampfboot an einem dieser Orte vorbei fährt.

Wenn wirklich die Planeten als Jahresregenten auftreten wollten, so müßten nicht bloß 7, beziehungsweise 5, sondern alle, also 64 der Reihe nach regieren. Wie gings, wenn wieder ein neuer entdeckt würde? Das gäbe ein Durcheinander, nicht wahr? Welcher müßte den Anfang machen und wann?

Der Wanderer ist der Ansicht, der eigentliche und rechte Regent sei und bleibe immer der, der alle diese merkwürdigen Körper erschuf, sie fort und fort im Laufe erhält und dessen Wesen ebenso unergründlich, erhaben und großartig ist, wie der unermessliche Himmelsraum, in dem sich so zahllose Weltkörper neben und über einander bewegen, ohne daß auch nur einer den andern in seinem Laufe hemmt, für den menschlichen Verstand unbegreiflich ist. Von den 7 alten Planeten hätten wir sonach nichts zu hoffen, aber auch nichts zu fürchten. —

Welthändler.

Wir leben wirklich in einer Zeit, in der jeder ordentliche Bürger eine Zeitung entweder selbst hält und liest, oder sie vom Nachbar entlehnt. Manche lesen beim Bier die Zeitung und Vielen wird gegen ihren Willen irgend ein Blättchen in's Haus getragen. Es gibt wenigstens viele Orte im Badischen, in denen der Geistliche oder sonst Jemand 10 — 15 Exemplare von einer und derselben Zeitung beim Postamte bestellt. Da jedes Exemplar denselben Inhalt hat, so läßt sich nicht wohl annehmen, daß ein solcher Abnehmer, etwa um das Blatt alle Tage auswendig zu lernen, alle 10 — 15 Exemplare lesen wird; er muß eine andere Absicht dabei haben; sie ist allgemein bekannt. Doch wenn der Satz: was nichts kostet, ist auch nichts werth, irgend Anwendung findet, so ganz gewiß auf die Verbreitung dieser 6 fr. Blättchen. Sie stiften in vielen Häusern mehr Unfrieden als Glück; denn in politischen und religiösen Dingen jeder ordentliche Mensch auf eigenen Füßen gehen. Der Wanderer würde einem derartigen Aufdringling die Thüre weisen.

Nach dem Gesagten wäre es zwar absolut

nothwendig nicht, daß auch der Kalender dem Leser ein Stück Politik vorführte, da wir der Blätter politischen Inhalts gar viele haben, allein es kann dem Leser nur willkommen sein, wenn ihm wieder einzelne wichtige Momente ins Gedächtniß zurückgerufen werden. — Der Wanderer beginnt mit seinem engern, lieben Vaterlande.

Baden.

Dies ist wohl einer der schönsten Fleck Landes in Deutschland, bewohnt von einem größtentheils aufgeklärten, freien, glücklichen Volke, regiert von einem Landesvater, der diesen schönen Namen in Wahrheit verdient, der die Perle ist in den Reihen deutscher Fürsten, um den uns mancher wackere deutsche Bruderstamm beneidet. Badens Friedrich ist ein Mann des Volkes, dessen einziges Streben nur darauf hinzielt, sein Volk sittlich gut, verständig, frei und glücklich zu machen. Er ist der einzige Fürst, der zu Frankfurt auf dem Fürstentage die Fürstenrechte und die Volksrechte in gleiche Höhe stellte. —

Seit 7. April 1860, an welchem Tage er sich mit volksthümlichen, weisen Räten umgab,

gingen eine Menge der herrlichsten Geseze und Verordnungen aus dem Schooße seiner Regierung hervor. Zuerst wurde das Vereinsleben wieder frei gegeben, und in der Presse konnten alle Parteien wieder frei ihre Meinung äußern. Wo Vereinsleben und Presse geknebelt darnieder liegen (wie z. B. in Preußen) kann sich ein Volk nicht entwickeln; es wird dahinsiechen, verkümmern und verkommen.

Merke, mein lieber Leser: Vereinsleben und Presse sind die Barometer der Zeit. Da läßt sich stets fühlen, ob eine Regierung die Volksaufklärung und Freiheit fördert, oder ob sie den Krebsgang geht, den Rückschritt und die Finsterniß mehr liebt, als das Licht.

In zweiter Reihe wurde das Konkordat verworfen, weil dieser Vertrag mit Rom nicht nur die freie Entwicklung der Staatsrichtungen hemmte, sondern auch noch die Gewissen der Einzelnen belästigte. An die Stelle dieses Vertrages trat ein Gesetz, wornach der Staat seine — und die Kirche ihre Angelegenheiten selbstständig zu verwalten habe. — Die Schule wurde, wie's immer war, als Staatsanstalt erklärt.

In dritter Reihe erschien das Gesetz über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit.

Gar manchem alten Jopse, der meinte, ohne Junktzwang gehe die Welt aus den Fugen, lag die Gewerbefreiheit zentnerschwer im Magen. Doch die Zeit überwindet Alles. Es treibt schon jetzt kein Bernünftiger mehr ein Geschäft, das er nicht ordentlich gelernt hat und versteht. Warum? Er geht zu Grunde.

Der Wanderer muß sich eigentlich nur wundern über die Berliner-, Leipziger- und Frankfurter-Brüder mit ihren gewundenen Stöcken, den abgeschabten rothen Cylindern und den Schnapsflaschen an der Seite. Wahrhaftig, seit wir Gewerbefreiheit haben, ist's, wie wenn alle diese alten, verlumpten Kerl ausgewandert wären. In den Straßengräben herumliegen sieht man auch keine mehr. Es gehört diese Erscheinung ohne Zweifel auch zum Fortschritt der Zeit. Mit den Metzgern und Bäckern will das Publikum nicht recht zufrieden sein.

In vierter Reihe steht die Judenemancipation. Der Petitionsturm gegen dieses Gesetz von den Dunkelmännern ausgegangen, ist bekannt. Man gab dort vor, die Israeliten werden sich

übers ganze Land zerstreuen, und bald würden in jedem Orte die einträglichsten Geschäfte in den Händen der Juden sein. Ist's jetzt so? Nein. In den größeren Städten sind einzelne wohlhabende Israeliten eingezogen und damit punktum; aber alle haben gleiche Rechte bekommen mit den Christen; sie hatten ja schon lange auch die gleichen Pflichten. Darum war die Gleichstellung ein Akt der Humanität.

In fünfter Reihe erschien das Gesetz über die Unabhängigkeit der Richter. Wozu dies? fragte Mancher, oder was versteht man darunter, oder war's nothwendig? Der Wanderer sagt: Dieses Gesetz ist wohl eines der wichtigsten unserer ganzen neuen Gesetzgebung. Der Richter urtheilt jetzt bloß nach seiner innersten Ueberzeugung im Einklang mit den Landesgesetzen. Er braucht nicht nach oben zu schauen, ob das Urtheil dem Ministerium u. gefalle, nein, nur seinem Gewissen und Gott ist er verantwortlich. Traktirt und gemasregelt darf er deswegen von oben herunter nicht werden. Der Wanderer würde nur wünschen, daß die Curia in Freiburg ein ähnliches Gesetz erlassen hätte in Bezug auf die Geistlichen. Da hätten wir gar keinen Schulstreit bekommen; es wären keine Casino ins Leben getreten und keine Sturmpetitionen nach Karlsruhe gewandert. Die vielen Predigten, die zuletzt dem Gerudbigsten und Einfältigsten zuwider werden, hätten wir alle nicht gehört, die Achtung, das Zurauen und die Liebe, die bei mehr als $\frac{3}{4}$ der Gläubigen verloren ging, besäßen die Herren noch, kurz — ein solches Gesetz wäre für die Geistlichkeit und das Volk von den allerwohlthätigsten Folgen. So lange sie aber stets bei jedem Schritt und Tritt nach Freiburg und auf einzelne junge Aufpaffer schauen müssen, wird's für sie nicht besser kommen. Der Wanderer hält dieses Abhängigkeitsverhältniß für ein großes Unglück. Es kommt wenigstens bisher nichts Gutes dabei heraus.

In sechster Reihe steht die Einführung der Schöffen, der Bezirksräthe und das neue Polizeistrafgesetz.

Dies hätte man Alles nicht gebraucht, schreien die Dunkelmänner. Das Verfahren ist theuer und der Baueremann soll seinen Acker bauen. Der Wanderer aber sagt: Durch diese Einrichtung kam das Volk zur Selbstregie-

zung. In Polizeisachen sprechen die Bürger über Vergehen ihrer Mitbürger das Urtheil, und in Verwaltungsangelegenheiten sehen die Bezirksräthe dem Beamten zur Seite; sie berathen und beschließen über die vorliegenden, streitigen Fälle. Ueberall erweckt dies öffentliche Verfahren Zutrauen; es ist eine politische Schule; es hat sich bereits eingebürgert, und die Schreier müssen verstummen. Theurer mag dieses Verfahren kommen, aber, sagt der Wanderer, du mußt dich hüten, daß du nicht angeklagt wirst. Von 10 Angeklagten vor den Schöffen könntens 9 verhüten. Eine gute Rechtspflege ist und war stets theuer. Die Dummkämmer sollen dahin gehen, wo keine Verfassung, kein Abgeordnetenhaus u. ist, wo unumschränkte Gewalt herrscht. Da braucht man bloß Polizei und Soldaten und kommt billig raus. Die Stockstreiche werden umsonst aufgemessen, man braucht sich nur dafür zu bedanken. Der Sportelansatz ist dort gering. Die schlechteste Rechtspflege ist die wohlfeilste, die beste, die theuerste. Der Grundsatz vieler: So lange man nicht weniger bezahlen muß, sehen wir keine weientliche Verbesserung, ist demnach gewiß falsch und verwerflich.

In siebenter Reihe steht die Schulreform. Ueber diesen Punkt ist schon so viel gesprochen, geschrieben und gepredigt worden, daß der Wanderer gerne verzichtet, hier weitläufig zu werden. Er stellt an den vernünftigen Bürger bloß die Frage: Ist es, seit die neue Schulbehörde in Wirksamkeit ist, im Schulwesen rückwärts gegangen? hat die gute Sitte abgenommen? hast du irgend eine Gefahr für deine Kinder bemerkt? Wenn du, lieber Leser, von allen Vorurtheilen frei bist und ehrlich dabei, so wirst du sagen müssen: Nein, und nochmals nein, sondern im Gegentheil das Interesse für die Schule ist im Allgemeinen erhöht, die Lehrer arbeiten mit frischem, neuen Muthe, der Bürger hat nicht nur seine Pflichten, sondern auch seine Rechte kennen gelernt.

Früher durften die Bauern das Schulhaus bauen, das Heizungsmaterial stellen, die Schuleinrichtung anschaffen, den Lehrer besolden u. und ihre Kinder zur Schule schicken. Ein weiteres Recht stand ihnen nicht zu oder sie konnten es wenigstens nicht.

Der Wanderer wettet 100 an 1, daß früher

von 100 Stiftungsvorstandsmitgliedern keine zwei wußten, daß sie auch zugleich Schulvorstände seien. Jetzt darf der Bürger nicht bloß bezahlen, er darf auch mitrathen und mitthaten. Was bei der Schulreform in Gefahr kam, hat sich bereits gezeigt: das Ansehen derer, die gegen die Reform schimpften. Die Unwahrheit hat einen kurzen Fuß.

Endlich hat Baden in den letzten Jahren in den Verkehrsverhältnissen, in Straßen-, Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr so erstaunlich Vieles gethan, wie kaum ein Land ähnliches aufweisen kann. Der Zollverein wurde erneuert und mit allen größern Staaten und, steinliche Rückrichten außer Acht lassend, Handelsverträge abgeschlossen. — Glückliches, schönes Land Baden. Gott erhalte deinen edlen Fürsten noch recht viele Jahre. Er treut wurde unser Fürstenhaus durch die Geburt eines Prinzen und in Trauer versetzt durch den Tod der Frau Großherzogin-Wittve. Diese edle Frau, deren letzte Lebensjahre nur noch der stillen Wohlthätigkeit gewidmet war, wußte die Liebe ihrer Kinder bis zum letzten Augenblicke so schön zu erhalten. Selten ist einer Mutter, und am allerseinsten einer Fürstin die Ehre zu Theil geworden, von ihren Kindern eigenhändig in den Sarg gelegt zu werden, wie der Großherzogin Sophie. Der Herr gebe ihren edlen Söhnen ebenso gute Kinder.

Oesterreich.

Dieses Land, zusammengesetzt aus den verschiedenen Nationalitäten, muß stetsfort ein viel zu zahlreiches stehendes Heer auf den Beinen halten. Dies ist einerseits drückend für die Militärpflichtigen, anderseits zu theuer fürs Reich. Oesterreich leidet an einer furchtbaren Geldnoth und hat wenig Kredit. Anno 1848 hatte es 1000 Millionen Schulden. Jetzt hat es dieselben auf 3000 Millionen gebracht. Das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus erlaubten sich eine hübsche Anzahl von Millionen an dem Regierungsvoranschlag zu streichen. Die Regierung aber machte es nicht wie die in Preußen, sondern ließ sich's gefallen; sie respektirt somit die Verfassung.

Ob der im Juli erfolgte Ministerwechsel, durch den die Ungarn wieder ihr Schmolzen ausgeben und bekommen sollten, bessere Zu-

stände in Oesterreich schafft, wird die Zukunft lehren.

Wenn ein Privatmann, um sich aus der größten Klemme zu helfen, ein Theil seiner Grundstücke veräußern muß, ist's immerhin ein schlimmes Zeichen. So hat's Oesterreich machen müssen; es verkaufte im letzten Jahre seine schönsten Staatsgüter. Wenn es sein Konkordat anbrächte und eintliche Millionen erzielte! Es wäre Vielen in Oesterreich feil. Wie wir aber hören, findet sich kein Abnehmer.

In der leidigen Schleswig-Holstein-Angelegenheit spielt Oesterreich seine Rolle besser als Preußen. Es kommt übrigens dem Wanderer vor, wie wenn zwei Hunde ein Stück Fleisch entwendet haben und beide d'rان reißen, der eine um es zu verschlingen, der andere, um es, wie er wenigstens vorgibt, seinem rechtmäßigen Eigenthümer zukommen zu lassen.

Preußen.

Vom Bismark hat wohl jeder Leser schon gehört. Dieser Minister hat seit einigen Jahren eine Rolle gespielt, die weder dem Lande, noch ihm und am allerwenigsten dem Könige, hinter den er sich mit all seinen Gewaltstreichen verbirgt, Ehre macht. Das Ansehen Preußens hat in Deutschland und ganz Europa unendlich eingebüßt.

Wenn ein Ministerium steht, das es weder im Lande, noch im Abgeordnetenhaufe Zutrauen besitzt, so dankt es ab und macht einem andern Platz. So war's seit Verfassungen bestehen, nur Bismark und Consorten machen hievon eine Ausnahme. Im Abgeordnetenhaufe mußten die Minister solche derbe Wahrheiten hören, wie noch nie ein Ministerium, so lange die Welt steht. Darum kümmern sie sich aber nicht. Bismark droht mit Eisen und Blut und sagt: Macht geht über Recht. Ein habscher Grundsatz in einem konstitutionellen Staate und sich nicht schämen!!

Den Krieg in Schleswig-Holstein führte er ohne Geldbewilligung vom Abgeordnetenhaufe. Er regiert schon im 3. Jahre ohne Militäretat. Er nimmt bloß wo ist und fragt nichts nach der Verfassung. Friedliche Versammlungen läßt er auseinander jagen, die Zeitungen legt er mit Beschlag und die Redakteure läßt er hinter Schloß und Riegel legen. Einer der nicht zu

seiner Partei zählt, der findet in Preußen zur Zeit kein Recht, kurz — Bismark spielt mit dem Könige und dem Volke ein gefährlich Spiel. Ein Volk hat man noch nie fertigjagt, aber Ministern ist's schon passirt. Bismarks Ende kann kein gutes sein und sollte er's selbst dazu bringen, Schleswig-Holstein zu aneriren, was Gott verbüten wolle. Wie Bismark die preussischen Kammern schloß, so was steht einzig da, so weit die Sonne scheint.

Rußland.

Dieses mächtige Reich hat seit seiner Niederlage in der Krim den Kaukasus erobert und Polen todt gemacht. Ein gutes Drittel Polens Bevölkerung fand in den letzten Jahren, wo es seine Selbstständigkeit wieder erobern wollte, den Tod in einem Verzweiflungskampfe, wie die Weltgeschichte kaum einen ähnlichen aufweist, oder schwachtet in der freiwilligen Verbannung oder trägt in Sibirien schwere Ketten zur Buße für seine Vaterlandsliebe. Hart, unendlich hart ist ein solches Loos. Bedauern, aber leider nicht ändern können wir das Schicksal dieser Unglücklichen. In Polen stunden die Geistlichen auf Seite der Nation, was sonst auf der ganzen Welt nirgends vorkommt. Die polnischen Geistlichen sind Patrioten! Revolution ist ein wüthes Wort. Noch nie waren die Sieger nach Beendigung einer solchen, ebel gegen die Besiegten, am allerwenigsten die Russen gegen die Polen. Der Kaiser von Rußland ist übrigens unstreitig ein großer Fürst. Er hat wenigstens etwas gelernt am Unglücke seines Vaters. Nicht alle Fürsten kommen so weit, daß sie etwas lernen.

Das Regierungssystem seines Vaters wurde vollständig geändert. Er hob sofort die Leibeigenschaft, in der sein Vater Heil suchte, auf. Er gab den Russen eine Art Verfassung und führte den Volksschulunterricht ein. Er trifft Anstalten, daß das ganze Reich mit Eisenbahnen durchzogen wird. Verkehr bringt Wohlstand und Bildung. Man kann dem Kaiser Alexander nicht ableugnen, daß er die Aufgabe eines Fürsten vollständig erfaßt hat. Die Härte gegen Polen wißt freilich bedeutenden Schlagschatten in dieses Fürstenleben, aber was thut man nicht, um aufständische Unterthanen zu unterwerfen und das väterliche Erbe zu erhalten.

ten?! Wir können zwar nur mit Abscheu auf die Grausamkeiten in Polen blicken; allein wir stehen auf einem ganz andern Standpunkt, als der Kaiser und seine Regierung.

Frankreich.

Seit Napoleon am Ruder ist, hat Frankreich eine Milliarde Schulden gemacht und Oestreich braucht sich nicht mehr zu schämen. Frankreich wollte auch Staatswaldungen verkaufen, aber das Abgeordnetenhaus versagte seine Zustimmung. Napoleon wirft in allen seinen Reden mit der Freiheit um sich, aber im Lande selbst herrscht der größte Despotismus.

Deutschland.

In Frankfurt sitzt der Bundestag fast regungslos und hat in den letzten Jahren den Beweis geliefert, daß er eine ziemlich veraltete, unnütze Einrichtung ist. Er faßt zwar Beschlüsse, allein sie werden nicht respektirt.

In Bremen hielten die Deutschen ihr 2. Nationalschützenfest im Juli 1865. Etwa 6000 Schützen nahmen Antheil. Das Fest war ein gelungenes und machte der freien Reichsstadt Ehre.

In Leipzig tagte in der Pfingstwoche 1865 die allgemeine deutsche Lehrerversammlung. Es ist die 15. Versammlung welche gehalten wurde.

In Dresden wurde das 2. deutsche Sängersfest abgehalten. 20,000 Sänger aus allen

Gauen Deutschlands nahmen daran Theil. Mögen diese Nationalfeste dazu beitragen, das Band der Einigkeit der Deutschen fester zu schlingen und den Sinn für die Zusammengehörigkeit zu kräftigen.

Italien.

Dieses Königreich lebt in einer Uebergangsperiode. Wir wünschen, daß es dieselbe glücklich bestehe und feste Zustände schaffe. Die Regierung ist eifrigt bestrebt, bessere Bildung unter dem Volke zu verbreiten; sie hat tausende von Schulen gegründet.

Rom.

Pius der IX., dieser brave Kirchenfürst, von dem so viel Gutes und Zeitgemäßes erwartet wurde, ist seit 1854 vollständig in die Hände der Jesuiten gerathen. Alles, was wir seit 11 Jahren von Rom aus erhalten, ist das Werk der Jesuiten. Die Encyclica, ein Schriftstück, in dem alle Wissenschaft, jedes Ringen nach Vernunft und Freiheit, alle gegenwärtigen Staatseinrichtungen, kurz alles, was einem vernünftigen Menschen lieb und theuer ist, verdammt wird, ist das neueste Werk aus Rom.

Die Unwissenden verstehen so was nicht, die Verständigen schämen sich und die Boshaften spotten. Mit derartigen Schriftstücken zieht Rom nicht an, sondern stoßt ab.

Die Sternbuben.

Vor etwa 100 Jahren da war ein gar harter und trauriger Winter für die Westricher Bauern, denn Kartoffeln hat es da nur als ein seltenes Gericht gegeben, und das Getreide reicht dorten auch in guten Jahren nicht aus, geschweige in Mißjahren, wie jenes eines war. Da lag zu Lug, einem kleinen, elenden Dorfe im Gossersweiler Thal, der Schnee bis an die Dächer der Hütten hinauf, — rings auf der öden Flur war es stille wie im Grab, nur hungrige Vögel, Raben und Goldammern riesen nach Speise und kamen auf die Dächer der Hütten, als suchten sie da etwas. Da war aber selbst nichts, oder doch nur so viel, um damit elendiglich das eigene Leben zu fristen. „Leg' ein, Värbel! Wenigstens wollen wir und unsere Kinder nicht frieren!“ sagte Jäckel,

der Holzschuhmann zu seinem Weibe, und schnitzte an den groben hölzernen Schuhen fort, welche er hinaus in die Pfalz tragen wollte, um sie da an die reichen Bauern zu verkaufen. „Leg' ein, an Holz ist Gottlob kein Mangel bei uns, — wenn das noch wäre, heilige Maria und Joseph!“

Die Frau schürte herzhast ein, und die Kinder froren zum Wenigsten nicht, wenn sie auch hungrig waren. Da trat der Nachbar Hannsjörg, der Besenbinder, ein und grüßte, indem er sich auf die Bank setzte.

„Wie meinst', Jäckel!“ fing er an. „Wie meinst', wenn wir unsre Buben 's nächstemal mit hinaus in die Pfalz nähmen, nach Münster und weiter 'naus, — und ließen sie da als die Dreikönig aus Morgenland singen?' 's ist

grad jetzt die Zeit,* und wenn die Leut draußen auch lutherisch und reformirt sind, so sind sie doch gut und geben den Armen gern!"

Der Holzschuhmann sah von seiner Arbeit auf, zuerst nach dem Nachbar und dann nach seinem Buben, dem dreizehnjährigen Hannsel, der ihm schon bei seiner Arbeit recht gut helfen konnte und jetzt aufhorchte, wie ein Hechelmacher. "s ist halt so ein Ding!" sagte dann der Vater. Ich bin zwar auch früher öfter als Dreifönig 'gangen aber 's ist gar zu schlimmes Wetter, um die kleinen Buben da 'naus zu schicken!"

"Nun wir nehmen unsere Holzschuh und Besen auf den Buckel und gehen mit ihnen!" meinte der Hannsjörg, und der Bube fiel auch ein:

"Ja, Vater, laß uns geh'n! Wir wollen recht schön singen, daß uns die Leute viel Kreuzer und Brod geben, das bringen wir dann Alles heim!"

Und der Jackel zuckte ein Paar mal mit den Achseln, denn es leuchtete ihm nicht ganz ein, — aber er sagte zu, in Aussicht der Kreuzer und Brodstücke für seine übrigen Kinder.

Da hatten nun die Buben einen Jubel, als die bunten papiernen Kappen hergebracht wurden, die für die Kronen der heiligen drei Könige gelten sollten und schon von den Vätern getragen wurden. Der Stern war verloren gegangen und Jackel schnitzte einen neuen, strich ihn roth an und heftete ihn auf den Stecken, an welchem er gedreht werden konnte. Den kriegte des Besenbinder's Jürgle, weil er den Melchior machte, — des Peterle's Bastiänel mußte den Balthasar machen und das Hannsel den schwarzen Gaspar, weswegen ihm auch die Mutter mit einer erloschenen Kohle die Backen anstrich. Alle drei kriegten sie Hemden an, — die besten, welche im Dorfe aufzutreiben waren.

So ging es nun mit dem Holzschuhmann und dem Besenbinder durch's Thal hinaus nach Klingmünster. Gleich beim ersten Hause fing der Jackel sein: "Holzschuh! Holzschuh! Wer will Holzschuh!" an zu rufen, der Hannsjörg schrie: "Bes'n! Bes'n! Kauft Bes'n!" und die Dreifönige stellten sich vor's Haus, drehten den Stern und sangen ihre Lieder. So ging es

*) Im Advent bis zu Dreifönig jetzt noch in der Pfalz.

durch's ganze Dorf und die Schulkinder liefen herzu und wollten nicht in der Stube bleiben, da es hieß:

"Die Sternbuben sind da! Die Sternbuben sind da!"

Wohl wurden die kleinen Säger oft beim Beginn ihrer Lieder an einem Hause abgewiesen, aber die meisten Leute im Ort reuete der Kreuzer nicht, den sie den armen, fast erfrorenen Buben gaben, und manche reichten noch überdies ein Stück Brod dazu zum Fenster heraus, oder riefen die Kleinen hinein, das Süpplein zu essen, das übrig blieb. Und im letzten Hause des Dorfes erbatn sich die Buben als Lohn für ihre Lieder nur, in der Stube warten zu dürfen, bis der Holzschuhmann und der Besenbinder kämen, was ihnen auch gewährt wurde. Als diese kamen und alle ihre Waare angebracht hatten, wurde der Brodsack und das Geldsäcklein geleert. Es war besser ausgefallen als sie gehofft hatten, und da die Väter jetzt mit ihnen heim wollten, baten sie, das erlöste Geld und Brod nur mit heim zu nehmen, — sie aber wollten noch weiter hinab aufs Land gehen und ihre Lieder singen. Der Hannsjörg bestimmte auch endlich den Jackel, den Buben ihren Willen zu lassen.

So zogen nun die beiden Alten wieder auf ihr armes Dörflein, — die Dreifönige aber gingen weiter an der Klingbach hinab. Es fror sie, aber sie sprangen recht schnell auf dem Wege und kamen so auch besser von Fleck. In allen Dörfnern auf ihrem Wege sangen sie und aßen von dem Brode, das sie kriegten, und schliefen in den Ställen, Scheuern, oder auch hinter den Defen auf den Spreusäcken bei mitleidigen Bauern. So kamen sie bis in die Dörfner am Rhein und kehrten wieder um, sich den Bergen ihrer Heimath zuwendend.

Es war ein recht kalter Tag, so einer, von dem man sagt, daß er Stoc und Bein zusammenfrieren macht. Der Abend war hell und schön, und die Sonne war schon hinter den Bergen von Münster hinunter, aber immer noch lag der rosenlichte Glanz über der weissen, öden Fläche welche die Ufer des Rheines bildet. Die drei Knaben schritten kräftig zu, denn sie hatten noch weit bis zum nächsten Dorfe, dessen Kirchturm über den Schnee empor ragte und sein grünes Dach und funkelnden Knopf in die Abendluft

rechte. Von den Bergen herüber zogen purpurne und feuerige Wolfenfloeken über die stille Erde hin und der ganze westliche Himmel über den Bergen leuchtete in hellem Glanze. Da sagten die Sternbuben:

„Sieh, das Christkindlein baekt!“ (So sprechen die Kinder in der Pfalz, wenn um Weihnachten der Himmel in seiner Abendpracht sieht.)

„Wenn wir nur im Dorfe wären!“ sagte des Besenbinders Jürgle und nahm den Stern unter den Arm. „Ich friere arg!“

„Wollen wir hinüber an jene Mühle?“ schlug des Holzschuhmacher Hamsel vor. „Sie ist viel näher und wir werden dort schon über Nacht bleiben dürfen für unser Liedlein!“

Und die Buben liefen auf die Mühle zu, die zwischen den leeren, entlaubten Erlenbäumen lag. Bald stunden sie auch alle drei am Thor und fangen:

„Es kommt ein Schiff geladen
Und bringt uns Gottes Sohn,
Den Herren voller Gnaden,
Auf seinem Ehrenthron!“

Da wurde das Fenster der Mühle aufgemacht und der Müller und sein kleines Töchterlein schauten heraus nach den Sängern. Die hatten geendet und fingen aber gleich wieder an:

„Und als wir kamen vor's Königs Haus,
Da schaute Herodes zum Fenster heraus!“

„Kommt her, ihr kleinen Kerl', und nehmt den Groschen!“ rief der Müller jetzt herab.

„Wollt Ihr uns nicht lieber über Nacht behalten? Wir haben noch weit in's Dorf,“ sagte das Hamsel.

„So kommt herein, ihr armen erfrorenen Kerlchen!“ entgegnete der Müller und besänftigte die großen Hofhunde, die laut bellten. „Ihr könnt in der Mühlstube schlafen!“

Die Kleinen gingen in die Mühle, und der Müller kam heraus.

„Wo seid ihr her?“ fragte er. „Der Sprach' nach aus dem Westrich!“

„Ja, von Lug im Gofferweiler Thal!“

„Von Lug? da bin ich auch her! Kommt nur jetzt herein und eßt mit zu Nacht! 's kann euch etwas Warmes gut thun!“

Und so aßen die Buben mit dem Müller und ließen sich's schmecken. Er aber erzählte, daß er auch als klein Bürschel mit Besen daheim fort wäre und nicht mehr heim gekommen sei,

weil ihn der Erlenmüller in seine Mühle genommen hätte, bis er nachher dessen Tochter geheiratet hätte und jetzt der Müller selber sei. Da hatten es nun die kleinen Westricher so gut, wie sie es noch nie vorher hatten, kriegten sogar Wein zu trinken und Fleisch zu essen. Des Müllers Mädels aber hatte seine herzlichste Freude an den Sternbuben mit den schönen Kappen und sie mußten ihr wieder singen, bis sie in zwei gute warme Betten gelegt wurden. Den andern Tag, als sie wieder fort wollten, sagte der Müller:

„Morgen ist Weihnachten, und ihr könnt über die Feiertage bei mir bleiben, wenn ihr wollt. Heim kommt ihr doch heut' nicht mehr!“

Aber die Kleinen wären doch noch fortgegangen, wenn das blondhärige Mädels sie fortgelassen hätte, — sie wollten jetzt nur noch auf dem nächsten Dorfe singen und Abends in die Mühle zurückkehren, um den Christkindelsbaum der Kleinen mitanzusehen. Da ließ man sie denn gehen und nun sangen sie wieder im Dorfe vor den Häusern:

„Zu Bethlehem geboren
Da ist das Kindelein,
Zur Sühne auserkoren!
Gelobet muß es sein!“

Und wenn sie ihren Lohn empfangen hatten, so schwang des Hamsel's Jürgle den Stern, daß er sich im Kreisel drehte und die drei sangen wieder:

„Der Stern, der Stern soll 'rume gehn!
Wir wollen des Tag's noch weiter gehn:
Wohl Euch und Eueren Kindern!
Wohl Euch und Eueren G'findern!“

Jetzt meinten die Sternbuben auch noch das nächste Dorf mitnehmen zu können, um recht viel Geld und Brod mit heim zu bringen, worauf sie sich schon freuten. Ihr bereits mit heiserer Stimme gesungenes:

„Gelobet muß es sein!

He ja! he ja!

Gelobet muß es sein!“

brachte wieder etwas ein, aber sie verspäteten sich auch so sehr, daß der Abend kam, als sie noch nicht einmal die Erlenmühle sahen, welche ihnen das Obdach für die Nacht gewähren sollte. Der Abend war bei weitem nicht so schön, als der gestrige, — Schneewolken standen am Himmel und der Wind strich über das öde Land,

daß sie's ärger fror als gestern, obgleich heute Thauwetter eingefallen war. Sie kamen durch den Wald von Hazenbühl, schaurig strich der Wind durch die Kiefern und rüttelte sie; der Duben Schuhe wären durchnäßt im thauenden hohen Schnee, und sie wußten nicht Steg noch Weg, der sie an die Mühle führen sollte an diesem düstern Weihnachtabend.

„Wären wir nur daheim!“ sagte des Peterle's Bastiänel halb weinend u. zähneklappernd, denn er war der kleinste von den Dreien. „Daheim ist heut' Abend gut sein, — Ihr wißt ja, heut gehen die Geister um und in der zwölften Stunde, da — —“

„Sei nur ruhig Bastiänel, wir sind ja bei dir!“ tröstete des Jackels Hannsel. „Das Zürgle kann hinter dir gehen, ich will voraus gehen, — fürcht' dich darum nicht! Wir werden bald bei dem guten Müller sein!“

„Ja!“ meinte das Zürgle. „Laß mich vor-

ausgehen, Hannsel, ich trag ja den Stern! Seht, ich freu mich schon auf die warme Stube und das Bett. Aber, heilige Maria und Joseph, was war das?“

„Wer da?“ rief eine rauhe Stimme dicht vor ihnen, ohne daß sie Jemand in der fürchterlich dunkeln Nacht sehen konnten. Das Bastiänel schrie angstvoll auf, das Zürgle hielt den Stern vor, das Hannsel aber als der hinterste, sagte:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ antwortete die Stimme und ihr Besitzer kam näher. „Wer seid ihr denn, daß ihr in der Nacht in weißen Tüchern wie die Geister herumlauft? Hätt' ich meine Flinte nicht bei mir, müßt' ich noch die Gichter kriegt haben! Wer seid ihr?“

„Die Dreikönig'!“ antwortete das Hannsel und fürchtete sich fast selbst, da es von einer Flinte hörte.



„Ah, die Sternublen!“ sagte der Mann, der entweder der Förster oder ein Wildbied war und im Walde schlich, um sich vielleicht auf die Weihnacht einen Braten zu holen. „Was thut ihr denn in dieser Nacht im Walde?“

„Wir wollen auf die Erlennmühle und können sie nicht finden!“ antwortete das Hannsel.

„Ist auch kein Wunder! Seht, da müßt ihr da den Steg hinab, der führt Euch aus dem Wald und dann könnt ihr das Licht aus den

Fenstern der Mühle sehen. Da geht ihr drauf los, haltet euch aber rechts, daß ihr nicht im Ried auf das sumpfsichte Land gerathet. Also nur rechts! Behüt' euch Gott!"

Die Buben tappten im Dunkeln weiter und kamen bald aus dem Walde. Wirklich schimmerte helles Licht herüber, und sie konnten denken, daß des Müllers Töchterlein beim „Christkindelsbaum“ sitze und sie erwarte. Jetzt sahen sie das Licht nicht mehr, gingen aber dennoch getröstet ihren Weg fort, einer dem andern nach. Da erblickten sie es wieder, aber weiter links, und sie sahen, daß sie sich zu sehr rechts gehalten hatten, — eiligt liefen sie darauf los, und das flimmernde Lichtlein konnte ihnen den Weg zeigen, wie den wirklichen heiligen drei Königen jener Stern der Schrift. Wenn es sie nur nicht irre leitet! — — — — —

„Wie die Nachtwisch' im Ried wieder tanzen!“ sagte der Erlennüller zu seiner Frau und beide sahen, sich bekreuzend, hinüber, wo Irrlichter mit bleichem Scheine durch die Nacht strichen.

„Wenn die Geister in der heutigen Nacht so fröhlich sind, so gibt es wieder ein Unglück! Wo nur die Sternbuben bleiben? Unsere Kleine wird jetzt bald anfangen zu weinen, wenn sie nicht bald kommen, ihren Baum zu sehen und zu bewundern. Wenn den armen Kerlechern nur kein Unglück passiert ist in dieser finstern Nacht!“ —

Die ganze heilige Nacht über war man in des Müllers Haus auf, aber die Sternbuben kamen nicht, — auch die Feiertage über ließen sie sich nicht mehr sehen und der Müller dachte: „Sie sind halt doch noch heim in's Westrich!“

Aber zu Lug, in dem kleinen Dorfe zwischen den Felsen des Wasgaues, war man bereits in großer Sorge über das Ausbleiben der Kinder. Die Väter und Mütter und die Geschwister warteten alle Tage bis tief in die Nacht auf die Ausbleibenden, die Geld und Brod bringen sollten, — bei jedem Rütteln des Windes an der Thüre glaubte man, sie kämen, — aber sie kamen nicht.

Da machten sich der Jackel und der Hannsjörg wieder mit Holzschuhen und Besen auf und gingen nach den Feiertagen hinaus in die Pfalz, — überall fragten sie nach den Sternbuben. So kamen sie auch in die Dörfer der Rheinebene nach Minderlachen und Hazenbühl, wo sie noch am heiligen Abend gesungen hatten

und von wo man sie den Weg in ihre Heimath einschlagen sah. Da wandten sich die armen Männer zurück, kamen nicht auf die Erlennühle, und meinten, daß sie ihre Kinder daheim treffen würden. Und als dies nicht geschah, brachten sie Jammer und Trübsal in das arme Thal zurück. — — —

Das Frühjahr hatte heuer früh begonnen und warme, sonnige Tage kamen, da ging der Holzschuhmann Jackel wieder hinaus in die Pfalz. Er hatte eine große Tracht diesmal und kam bis in die Gegend von Hazenbühl, als ihm im Walde dorten ein Mann begegnete, der mit einer Holzlast auf dem Rücken auf einem Baumstumpf ausruhte. Der Jackel setzte sich auch nieder.

„Ihr seid auch müd', Westricher!“ sagt der Mann. „Man sieht's Euch an, und habt am End' nicht viel gelöst aus Eueren Holzschuhen, daß Ihr's Euch am Maul absparen müßt; denn Ihr seht grad nicht zum Besten aus. Ihr habt wohl heui' noch nicht viel über's Herz gebracht und habt Hunger?“

„Das wär's gerad' nicht, was mich bleich macht!“ sagte der Jackel. „Aber seht, ich hab' mein lieb Hannsel verloren, das gute Kind, und das greift mir so an die G'sundheit.“

„Nun, da muß man sich trösten und denken, der Herrgott hat das Kind zu lieb g'habt und hat's zu sich genommen.“

„Das wohl, wenn man's nur gewiß wüßte! Wenn man nur sein Grab sehen könnte!“

„Wie so?“ fragte der Mann, und der arme Jackel erzählte, wie sein Hannsel Dreikönig' mitgemacht und nicht mehr heimgekommen sei. Da horchte der Mann hoch auf, vertraute ihm dann an, daß er am heiligen Abend einen kleinen Strich durch den Wald gemacht habe und den Sternbuben begegnet sei, denen er den Weg zu der Erlennühle gewiesen habe. Dahin eilte jetzt der arme Vater, als er aber am Ried vorbeikam, hörte er einige Knaben, die dort im Gesümpf Frösche fingen, laut aufschreien, daß er glaubte, um einem Unglück vorzubeugen, hinzueilen zu müssen. Aber es hatte das Geschrei der Buben andere Ursache, — sie deuteten auf einen Körper hin, der im Sumpfe stak, — es war ein Knabenleib, — o Gott! es war sein Hannsel! — — —

Dort lagen die Sternbuben einer hinter dem andern, das Jürgle noch mit dem Stern in der

Hand, das Bastianel mit dem Geldbeutel und das Hannsel mit dem Brodsack. Der Ort ihres Todes, später trocken gelegt, hieß seitdem die „Sternbubenwiese.“

Priester nach dem Sinne Gottes.

Es thut dem Wanderer wohl, wenn er einem edeln Todten schöne Thaten nachrühmen kann. Von einem vor zirka 3 Jahren verstorbenen Stadtpfarrer weiß er folgendes:

Wenn ein Geistlicher Weinflaschen in den Taschen herum trägt, so findet man dies nicht recht anständig. Wenn er aber arme, kraftlose Kranke besucht und ihnen eine Flasche von dem, den er mit seinen besten Freunden zu Hause trinkt, aus der Tasche zieht, so nennt das Jedermann nobel. Bei einem solchen Besuche geschah's auch, daß, nachdem Trost und Hilfe gesendet waren, das leere Fläschchen sich wieder in der Tasche verbarg und unser Seelenhirte das Gemach verließ, sich in der Hausflur zwei kleine Buben umsonst an dem noch einzigen Holzvorrath — einigen schwerfälligen Stöcken, quälten. Der Stadtpfarrer betrachtet die Emsigkeit, aber auch Erfolglosigkeit der Anstrengung dieser beiden Jungen, zieht den Rock aus, langt die Säge von der Wand, und in kurzer Zeit liegt vor den Augen der erstaunten kleinen Buben ein ganz ansehnlicher Haufe kleiner netter Scheitchen.

Ein anderes Mal geht er durch die Stadt zum Bier. Begegnet ihm auch ein Schulknabe mit einem gar arg abgetragenen, zerknauten Röckchen. „Hast kein besseres Wämschen mehr, Anton?“ frug ihn der Pfarrer.

Anton: „Nein, Herr Pfarrer! Meine Mutter hat wirklich kein Geld.“

Pfarrer: „Komm mit!“ Er schlug seinen Weg in den Kleiderladen ein. „Da probier ein ordentliches Röckchen!“ sagte der Pfarrer. Nachdem ein passendes gefunden war, sagte der Pfarrer bloß: „Sib jetzt auch Acht darauf,“ und entfernte sich so schnell, daß der erstaunte Junge nicht einmal danken konnte.

In derselben Stadt besteht eine Stiftung, aus deren Zinsen ein armer, würdiger Knabe eine Profession erlernen kann.

Nachdem der Würdigste gefunden war, meinte unser Stadtpfarrer, welcher unter den armen Stadtknaben jetzt der würdigste wäre. Der amwesende Lehrer nennt ihn. „So soll auch

dieser eine Profession lernen können“, sagte der edle Mann, griff in die Westentasche und nahm ein Päckchen mit 50 fl. heraus, das ihm von einem guten Freunde, wie er sagte, eingehändigt sei. Doch die Thräne, die in seinem Auge glänzte, sagte zu deutlich, wer dieser gute Freund sei! Geh' hin und thue desgleichen. —

'ist verkauft.

Der Marti und sein Weib fahren vom Nzel-ler Markt heim mit dem Scheck. Der Doni begegnet ihnen und sagt: Hästcht it verkaufe könne Marti und wa wit für de Scheck?



Marti: Driessig Thal'er.

Doni (beschaut den Scheck): Zo des ist swiel!

Marti: Wa gäbeschmer desfür? ebis is er bo werth!

Doni: Fünfezwanzig Thal'er.

Marti: Zo des ischt swenig! Wa gischt mer fürs Weib?

Doni: Nint!

Marti: 's ischt verkauft!

Der unglücklichste Mensch!

Der König von Preußen besuchte das Lazareth. Er erblickte einen Mann, der im Holsteinkrieg beide Arme und beide Beine verloren hatte und fragte ihn mitleidig, ob er irgend einen

Dunich habe.
Majestäät la
Dies ersicht
und christliche
auf brach der
aus gegen der
Der König

Der Ber
Der Steph
der Beres an
kam auch dem
sah außer We
und rannte d
Steph:
Dorothe
h heute und

Vün
(
Der Mar
Wohnhaus
dünne Wan
5%, jeme
Am 16
sieht der W
an der Wan
Doni: E
Wahrsch
willt 12,
Doni:

Ein Bo
träge zu
fernten M
Knäblei
zu Fuß zu
ohne sein
Wo hast
Gi: el be
— war fe

Ein B
wäris gef
Nebenim
Thüre für

Wunsch habe. Der Verstümmelte antwortete:
„Majestät! lassen Sie mich erschießen.“

Tief erschüttert sagte der König, daß er diesen unchristlichen Wunsch nicht erfüllen könne. Hier- auf brach der Unglückliche in Verwünschungen aus gegen den Arzt, der ihn geheilt hatte.

Der König wandte sich ab und weinte. —

Der Bertes und seine Dorothe.

Der Stephä ging auf den Acker. Da rannte der Bertes an ihm vorbei dem Walde zu. Bald kam auch dem Bertes seine Frau, die Dorothe, fast außer Athem mit einem Seil in der Hand und rannte dem Bertes nach.

Stephä: Wohin, wohin so schnell — Dorothe.

Dorothe: O der Bertes hät gseit, de wöll si henke und hät s' Seil vergesse!!!

Pünktliches Zinsfordern.

(Sonst noch nie dagewesen.)

Der Matheis hatte seinem Nachbar, dessen Wohnhaus und Schlafkammer nur durch eine dünne Wand getrennt waren, 200 fl. geliehen, zu 5%, jeweils auf Martini verzinslich.

Am 10. November 1865, Nachts 12 Uhr, steht der Matheis auf, klopft seinem Nachbar an der Wand und ruft: Doni!!!

Doni: He! was gibt's?

Matheis: De Zins ist verfall! Es hät wirkli 12 i — g'schlag = e.

Doni: So!!!

Etwas vergeßlich!

Ein Bauersmann ging, um sich einiger Auf- träge zu entledigen, nach dem 2 Stunden ent- fernten Markdorf und nahm sein 4jähriges Knäblein mit sich. Er legte den Weg wieder zu Fuß zurück. Zu Hause wurde er, weil er ohne sein Kind ankam, von seiner Frau gefragt: Wo hast denn du den Gottfriedle gelassen? — Ei! ei! den habe ich vergessen mitzunehmen! — war seine aufrichtige Antwort.

Die Krinoline.

Ein Vater besuchte seine Tochter, die aus- wärts geheirathet war. Er kam zufällig in ein Nebenzimmer und sah da eine Krinoline an der Thüre hängend.

Zuerst betrachtete er die Krinoline mit großen Augen; so was hatte er noch nie gesehen, wohl aber hatte er schon oft von den jungen Leuten im Dorf Abends das Lied singen hören: O, wie reizend, o wie duftig, o, wie reizend, o wie schön, ist's eine Krinoln zu sehn! —



Er ergriff sodann die Krinoln am untern Ende (wie du dies im Bilde siehst) und sagte zur Tochter Mariann! Was ist des für en Teufel? — — — Jetzt glaub i, daß du krank g'st bist! — Des will der gseit ha, daß mer den Teufel it a-leischt, wenn d' e = mol uf B'such kunst. Wir müst = et uns jo alli schäme, wenn d' mit e me so e Teufel kämest!!!

Der Isidori hät si selber verschwätzt, aber nu mit dem Maul.

Und als die Ersterchriggmeind fertig g'st ist, hielt der Isidori no die Anred:

So, ihr Burger, jez will i Eu allzemme höstl iglade ha is Wirthshus hüt; chömet Alle mit Eur Wibere, daß es recht lustig wird; i will hüt en Usnahm mache u e Isehe thu und der 8r für 10r usschenfe.

Peter druf: Un! Mof?*)

Isidori (erröthend): Kein Trops Mof brunter!

*) Siehe den sechsjährigen „Wanderer“.

(Einem nebenstehenden Gemeindrath ins Ohr: Sprechetene zu; Ihr müents nit umfust thue!) Gemeindrath (steht auf): Des löst si höre, ihr Bürger, vo üsem Wirth, und mit dem Esse wird's er au recht mache.

Isidori: Grad wie mit dem Wi.

Gemeindrath: Also!

Viele Stimmen: So wemer denn cho.

Isidori: Also!

Und am andere Tag hät ein zum andere gsait, Respekt vorem Isidori, er hät ehrl Wort ghalte! —

Der Herr Kolendermacher has tez selber i d'Herresproch überseze; s' Burevolch schwätzt ebe i sire Sproch oder wie ihm der Schnabel gewachse.

Warum d'Nanni im Theater lacht.

Emma zur Nanni: Warum lachest au Du so arg?

Nanni: Ho, i mos ebe lache, weil du so lachest!

Der Heuberger-Zintes.

Thomas ackerte und ein Heuberger-Büble, Zintes mit Ramen, trieb die Döfen. Im Nach-



Ergebniß der Gewinnziehung von 1865.

Nr. 12,553 den ersten Gewinn mit fl. 50.
Nr. 21,634 den zweiten Gewinn mit fl. 25.

barorte war eine Hochzeit. Junge Leute schosfen wacker mit Pistolen und Musketen.

Zintes (vor sich hin, zu sich selbst): Das kleyft kehrig; dann über eine Weile zum Thomas: Aber das schnell.

Thomas: die ladet fest.

Zintes: Aber die schiefet nit mit Pulver? — — —

Thomas: Ja mit was monsch denn?

Zintes: Die schiefet jedenfalls mit Kugle; denn das schnellst gar z'grüßig!!!

Der Regenschirm.

Matheis: Woher kumst Mariann?

Mariann: I bi — bi de Bersteigerung g'fi

Matheis: Wa häschst kaufst?

Mariann: Ho de Regeschirm do!

Matheis: Der ist jo kon Krüzer werth; der hät ja luter Löcher!

Mariann: Jo wosch; er ist gut — so im Hus ume!!

Zwei Fohlen.

Das Bürgermeisteramt N. gab folgenden Bericht ab: Mit Ausnahme vom Gemeinderechner, haben dieses Jahr die hiesigen Stutenkeine Fohlen geworfen; er aber bekam zwei auf einmal!

Jahrmartberichtigungen.

Nach dem Drucke des Jahrmartverzeichnisess wurden nachfolgende Berichtigungen eingefandt:

Bräunlingen hält Vieh- und Krämermärkte: 1. am 24. Februar, 2. am ersten Montag nach Kreuzerfindung, 3. am 22. Juli, 4. am Kirchweihdonnerstag, 5. am 26. Nov. Fällt der unter Ordnungszahl 1, 3 u. 5 bezeichnete Markt auf einen Freitag oder Samstag, so wird derselbe am darauffolgenden Montag abgehalten.

Herrischried hält Krämer- und Viehmärkte: 1. am 3. Mittwoch im Monat März, 2. am 2. Montag im Monat Juni, 3. am 1. Donnerstag im Monat August, 4. am 2. Mittwoch im Monat Oktober.

Auflösung der Räthsel.

1. Im türkischem Wappen. 2. Das Bett. 3. Man setzt sich nicht, man geht. 4. Der Glashändler.

Zur Nachricht. Der zu spät eingefandte Biß aus dem Wiefenthal: „Schmierer und Salben ic.“ folgt nächstes Jahr, nebst Holzschmitt.

Nr. 62,605 den dritten Gewinn mit fl. 20.
Nr. 77,056 den vierten Gewinn mit fl. 15.